3 1761 07361883 7

Weidmann. 339 37 I

Der

Philosoph

für die Welt.

Herausgegeben

von

J. J. Engel.

Erster Theil.

Leipzig 1775.

Zu finden in der Dyckischen Buchhandlung.

LIBRARY
JAN 17 1975
UNIVERSITY OF

PT
1858
E7P5
1775

Inhalt.

Erstes Stück: Die Göttinnen. S. 1.
Zweytes Stück: Aus einem Briefe, über die Leiden des jungen Werthers. 21
Drittes Stück: Die Höle auf Antiparos. 34
Viertes Stück: Ueber die verhältnißmäßige Größe des Menschen. 57
Fünftes Stück: Tobias Witt. 65
Sechstes Stück: Die Eiche und die Eichel, ein Gespräch über Dutems Buch von dem Ursprunge der Entdeckungen, die den Neuern zugeschrieben werden. 76
Siebentes Stück: Erster Brief an Herrn Dutems. 90
Achtes Stück: Zweyter Brief an eben denselben. 99

Neuntes Stück: Epistel an einen jungen Arzt. S. 108
Zehntes Stück: Briefe über Emilia Galotti; erster Brief. 111
Eilftes Stück: Zweyter Brief. 123
Zwölftes Stück: Dritter Brief. 136
Dreyzehntes Stück: Ueber die Bestimmung zum Tode, eine Unterredung. 146
Zusatz. 181

Erstes Stück.

Die Göttinnen.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in stäter Uneinigkeit. Beyde wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altären der andern; erst mußte er des Dienstes der Venus überdrüßig seyn, eh er sie verließ und sich dem Dienste Minervens weihte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unpartheyisch zwischen beyden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung, ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn

daher mit ihren süßesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beyder Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes, und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern hatte er auch der Venus die größten Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worinn er seiner Majestät vergäß, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beyspiele könnten sie auch folgen, als dem Beyspiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es also zwischen beyden Göttinnen bey Blicken, bey Ironien, bey Anspielungen; kurz, bey dem ganzen kleinen Na-

belgefechte, womit sich die Damen oft schmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer sich schlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabey noch am besten. Minerva war zu ernsthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philosophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihren Soriten Apollo gähnte, daß ihm von der Bewegung der Lorbeer um seine Schläfen rauschte; wenn Bacchus, zurückgelehnt an einer der Säulen des Götterſaals, mit vorgestrecktem Bauch und beyde Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegschnarchte; wenn selbst der Adler Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süßen und malerischen Stellung schlummerte, worinn ihn Pindar beschreibt: so fieng auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren berußten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süße Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuß auf

seine Wangen und Lippen drückte, daß alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleyen für baare Münze nahm, und sich vor Freude und Zärtlichkeit nicht zu lassen wußte. — Auftritte dieser Art giengen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte sie oft die größten Bitterkeiten ausgeströmt, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit sich erinnert hätte, daß sie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, zischelte oft Jupiter seiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es sollte dein Vortheil seyn, wenn du mit der von Cythere Freundschaft hieltest. Minerva selbst sah das ein; aber sie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eifersucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. — Alle Welt

drängte sich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die ersten, die schönsten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten, um sich der Venus Gunst zu versprechen; und so bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre sah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mägdchen; es war an ihren Festen das lebendigste Gewühl um sie her: im Heiligthume Minervens standen nur sparsame Gruppen kraftloser Greise und welker Matronen, die mühsam an ihren Stäben herzuschlichen, statt Opfer Weyhrauch brachten, und ihrem Reich nur noch wenig Dienste versprachen. Selten fand sich ein Jüngling, und noch weit seltner ein Mägdchen. — Kam einst von der Liebe zur Weisheit, aus Verdruß, nicht erhört zu seyn, ein Mann oder ein Jüngling herüber; so war es mit unwillig langsamen Schritt, und immer den Blick mehr hin-

terwärts, als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es selten, daß er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein einziges flüchtiges Lächeln, das die Göttinn ihm nachschickte; so war aller Unwille aus seiner Brust verschwunden, und er eilte nur desto brünstiger wieder zurücke. Ja selbst unter den abgelebtesten Greisen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meisten forderten ihre Gunstbezeugungen nur, um doch etwas zu haben, da sie das nicht mehr haben konnten, was sie sonst freylich am liebsten gehabt hätten.

Einst, da sich Minerva, beym einsamen Schimmer des Monds, zu dem geliebtesten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüssen zu begünstigen, und sein inneres Auge zum seligen Anschauen der intellektuellen Schönheit zu öffnen, fand sie ihren Platz schon von der Göttinn der Liebe eingenommen, und den ernsthaften Weisen mitten

in dem noch seligern Anschauen einer sinnlichen Schönheit begriffen. Dieser neue Triumph ihrer Feindinn war zu kränkend, als daß sie ihn so im Stillen hätte verschmerzen sollen. Sie verfolgte von diesem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendsten Anmerkungen, und fand bey den entferntesten Veranlassungen Uebergänge zu Bitterkeiten.

— Jupiter, auf den Frieden in seinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und schrecklich zusammengezogenen Augenbraunen hervorschoß; aber umsonst! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, daß Neckereyen dieser Art einer Gottheit nicht anständig wären.

O Jupiter! rief Minerva aus, indem sie wieder mit dem Gespräch zur Seite absprang; sage mir: wer ist eine Gottheit? Ich bin schon längst in meinem Begriff davon irre ge-

worden. Es giebt ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nationen gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie? Was das ist? — Wenn der Mensch fragt, wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über dem Wurm. Wenn eine Göttinn so fragt, so sinkt sie zur Menschheit herab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dieß Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten? —

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freyen Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers, die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermißt: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: In den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wohllust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde — die Dichter — Was darf ich Ihnen mehr sagen? — sind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunstgriff, sich eine Parthey zu machen, ist sehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeisterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt sein Gesang von Göttern und Weisen und Helden: aber die Sänger der Liebe sind auch die Sänger des Weins, und schöpfen ihre Begeistrung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der sorglose Bacchus, und reichte seinen Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus stand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fieng sie an, mit jener freundlichen Holdseligkeit, die jeden Verdruß verscheucht und jede Sorge hinwegschmelzt — und dann streichelte sie seine Wangen, daß die kleinste Runzel von seiner Stirne schwand, und die ernsthafte Juno vor eiferfersüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief sie noch einmal; du mußt es wissen; du kennst mich. Ist es wahr, daß ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeschreiblich, und Juno knirschte vor Wut. Denn so feind sie auch den Ausschweifungen ihres Gemahls war, so sehr haßte sie doch alle Anspielungen darauf; sie mußten denn von ihr selbst, zwischen den stummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fieng endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an; was zankt ihr denn immer, ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva sagte, das Kennzeichen der Gottheit ist, so dürft ihr euch nur versöhnen, um beyde mehr Gottheiten zu seyn. Apoll hat euch das so oft schon gerathen, und ich so oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erst über den Cocyt dürfen, um ein Elysium zu finden; es wird ihnen an seinen beyden Ufern blühen. — Du, Minerva, bist allzustrenge, und du, Venus, zu leichtsinnig.

Allzustrenge? sagte Minerva, und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget ward. Sie sagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris schoß auf ihrem farbigten Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewi- Bunde, Jupiter, den du mir anträgst: aber nur Geduld! und du selbst magst dann rich- ten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Gestalt mit sich, die den ganzen Himmel in Erstaunen setzte. Es war kein Mensch mehr; es war nur die unvoll- kommne Idee eines Menschen; ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worinn der letzte Funke Feuers erloschen war, lagen tief in ihren Hölen; sein Nacken war krumm und gebückt, und seine Stimme keuchend, wie eines Nestors. — —

Da seht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückseligkeit, womit die Göttinn von Cy-

there ihren Anbetern lohnt! Und solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll. Ihr haltet sie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie steht mit den Göttern des Todes im Bündnis. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grausam als sie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; so ist sie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerschneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfarth der Menschen am Herzen — wurden über diesen Anblick erbittert. Jupiter schüttelte sein Haupt, daß der himmlische Palast durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und selbst der Menschenwürgende Mars fluchte in seiner Wut alle Ströme der Hölle zusammen. Indeß saß die Göttinn von Cythere da, als wollte sie durch den krystallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefsten Abgründe am Caucasus sinken: nur dann und wann

erhob sie ein schüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Besserung zu geloben schien.

Aber schon hatte sie heimlich, sobald sie Minervens Absicht errieth, dem Merkur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verstand, und schnell, als ob er vom ersten der Götter käme, zu vollstrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel stand der kleinen süßlächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter selbst. Alles liebte sie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus; die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und stand eben in der Mitte einer der gründlichsten Abhandlungen — gründlicher, als sie je ein Sekretär vor der französischen Akademie eines deutschen Königs verlaß — worinn sie mit größter Scharfsinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre

Glückseligkeit sey? und mit den triftigsten Beweisgründen darthat, daß alles, was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts, als eitle, hinfällige, sinnliche, thierische, thörichte — — —

Und hier kam Merkur wieder zurück. — Ein neues Gespenst? riefen die Götter. Hatten wir nicht schon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft sie hinaus! Schafft sie hinaus! oder wollt ihr den Himmel zu einem Orkus machen?

O Merkur! seufzte Venus, als ob sie ihre Beschämung nicht länger ertragen könnte: mußt denn auch du, Merkur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dieß Gerippe hier Sie an? Schämen Sie sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieses hier lassen Sie sich Minerva schämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeß

der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erstarben. — Aber beym Jupiter, ja! Das ist kein Liebhaber; das ist ein Weiser. — Armes Geschöpf! Laß mich dich ansehn! — Du blinzelst? Kann dich dieses sanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven so schwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch schwächer. Rede leiser mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerstimme des Jupiters.

Ist es möglich? Und doch ist meine Stimme, wie alle Götter sagen, die sanfteste im Olympus. — Du zitterst? Dich schaudert? Fühlst du denn nicht den Einfluß dieses holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens ist in allen meinen Gefäßen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine desto tödlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem sich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte — jene Farbe und diese Farbe; jene Wangen und diese Wangen; jene Ohnmacht und diese Ohnmacht — —

Ists denn meine Schuld, rief Minerva mit höhnischaufgezogener Oberlippe, daß dieser Thor sich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und ist es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genusse der meinigen, keine Grenzen kannte?

Schamlose Vergleichung! sagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, so hat doch der meinige zu dem edelsten Endzwecke gearbeitet. Er hat gesucht, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menschen selbst zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach sie. Alle weibliche Gottheiten, selbst die alte großmütterliche Ceres, versteckten das Gesicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamlosigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Merkur, beyde Gerippe hinauszuschaffen, deren Anblick ihm die Freude seines Himmels verderbte. Nimm sie nur gleich mit zum Styx, sprach er: denn warum willst du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt sie sicher für Schatten!

Und dann wandte er sich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit! Sehet da die Früchte eurer ausschließenden Herrschsucht! Wir alle, so viel unser sind, sollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wohllüste

des Geistes, noch für die Wohllüste des Körpers ist der Mensch allein geschaffen: in beyden stürzt Uebermaaß ihn ins Elend. So wie der äußere Mensch ohne unsre vereinigten Wohlthaten, ohne meinen Aether, und ohne deine Luft, o Juno, und ohne deine Wasser, Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres, und ohne dein Feuer, Vulkan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus dazwischen, mit emporgehabenem Becher — —

nicht bestehen kann: so kann auch der innre Mensch ohne eure vereinigten Gaben, ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine Triebe, o Venus, ohne deine Musen, Apoll, zu keiner Vollkommenheit aufblühn; und der ganze Mensch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leser! Indem ich eine der vortreflichsten philosophischen Deduktionen aus dem Archiv des Himmels, wovon mir Merkur einige Blätter entwandt hat, für dich abschreiben will; so fährt durch meine einsame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich also mit dem, was du hast, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein, es zu suchen.

Zweytes Stück.

Aus einem Briefe.

— Auch für mich ist der Charakter des jungen Werthers äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beyde uns so reizend scheinen, dahingegen sie bey der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspannt: er verach-

tet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabey wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und Teufel; das andere Engel. Aber wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werthers haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden.

Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit; Gunst beym Publikum und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unsrer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen kommen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht kommt dabey alles auf die eine Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiderbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhängen. Ich weiß nicht, sagt Werther selbst, was das heißt: Leben, Sterben.

Ich weiß es, bey Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophiren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nämlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Aktivität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel; mit einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf statt. So weit, als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Verän-

derungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe? ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich gebohren werden, wachsen, leben und sterben läßt, alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir seyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen: ob es der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt sey, sich zu ermor-

den; etwas anders die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch dafür bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punkt!

Dieß macht bey Werthern einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für

ein Verdienst hält, sich darinn mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objekte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz, der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne, als er Aehnlichkeiten damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt darauf mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der andern, besonders je näher ihm diese andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen

oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwürigkeit, in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, was er bey näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen und bis in ihre gemeiniglich ganz von uns vergessene und vernachläßigte Werke lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur

Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweytens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen andre entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehn, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden und darinn unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte.

Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meynungen über diesen Punkt der Mensch bey sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgensetzen, und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freylich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredsamkeit

vorzutragen, indeß die wahren Gründe dawider übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten; aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beyde Gesichtspunkte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt, wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabey den andern Gesichtspunkt vergessen; das heißt, er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher enspringenden verwerflichen Handlungen als

wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen ließe. — —

V.

Drittes Stück.

Die Höle auf Antiparos.

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluß, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluß kostete ihn um so weniger, da er bey großem natürlichen Muthe ein brennendes Verlangen hatte, die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit und der Rath der Aerzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er gieng auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron v. B**, dessen Ritterſitz nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwey Menschen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptſtadt nie würden geworden seyn.

Einſt, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hereintrat, warf dieſer, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worinn er eben geleſen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lektüre um ſo begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! Wie Sie wollen! — für mich freylich noch neu; aber für einen ſo großen Leſer, wie Sie, vermuthlich ſchon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als

es der Baron ihm mit einer lustigen Miene wegriß, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch ers wohl hielte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman ist.

Ey denkt doch! Weil ich es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter; dasmal irren Sie sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! Das darf man bey Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bey mir nicht erwarten? — Sie bilden sich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Das wäre sehr unverschämt. Ich bin ja bey Ihnen.

Spötterey! Spötterey! Ich verstehe. — Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem

Wege dazu. — Philosophie, Freund! Philosophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie? Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das berufne Systeme de la nature war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk, wie dieses?

Also kennen Sies schon? —

Von Livorno her! Ein Engelländer lieh es mir, da ich krank war.

Nun? fanden Sies denn nicht wirklich vortreflich?

Vortreflich! Ein Buch von solchen Grundsätzen vortreflich!

Ich meyne, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? — Ein Gift, das durch seine Süßigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muß nur um desto mehr dafür warnen. — In aller Welt! Wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ohngefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es sich fand, ließ man michs theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beym Himmel, Baron! Ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — — hätten sie einem Mägdchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfuy, Millwitz! Pfuy! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machens auch, wie ein Pfaffe. — Erst genießen die Herren selbst,

und nachher, wenn wir armen Layen nun auch genießen wollen, sind wir verdammt. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd ich mich vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir: Wie konnten Sie bey Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bey Ihrer Unfähigkeit zu allem tieferem Nachdenken, bey Ihrem gänzlichen Mangel an allen den Kenntnissen, die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu sagen, — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Oelgötze. Man muß doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron! — Für das, was Sie aus diesem Buche mitsprechen können, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muß man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man liest, man denkt nach — —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenn mans nicht recht kann; so wird man ungewiß, läßt sich hinreißen, giebt Beyfall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? — — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bey Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bey Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erholte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn mans mit

einer Kupiecke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich wills lesen.—

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun auch, ich werde ein Atheist; was ists mehr? — Wenn ichs bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir setzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fieng er dann wieder mit einem Seufzer an; Sie sind gereist; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitgieng! — Tausendmal habe ichs schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzehlt haben — die ganze Zeit ists mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ihre

ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ey was? Sie müssen noch wissen. — Da! Frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freyheit und Wissenschaft darinn wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was soll ich Ihnen erzehlen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden den Kopf oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaquen, von Meerstrudeln, von feuerspeyenden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine Höle gebaut hat.

Eine Höle? Hat die Natur dort eine Höle gebaut? — Nein, bey meiner Seele! Davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! Was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fieng hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene, Höle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so viel Gefahr hinabstiegen. Der Baron

horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwitz? Nun? —

Der Boden, auf dem wir giengen, ward nun immer abschüßiger und abschüßiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders, als gebückt und bey dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich ge-

nug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweyte, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven, als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen und die ich so nahe vorbeymußte, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen.—

Und was meynen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig, wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freylich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron? —

Nichts, Millwitz! Nichts! — Bloß mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdam-

men, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber da ich nun eben glaubte, sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Oden an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bey dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hangen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem größten Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sey gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — Sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! Was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder hinaus?

Ich muß doch! Sonst tränk ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Ueber die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron; — beym Wie-

derheraufsteigen giengs ärger, als beym Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu werden können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigen Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dieß alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter wiederfuhr — Sie erinnern sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Oden, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt — —

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beym Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz

lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann seine Erzehlung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch übern Haufen.

Sind Sie? Sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sey Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beym Himmel! Ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe: und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höle stiegen? In ein Loch, worinn Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos?

Es giebt ein Ansehen. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ists denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bey den Haaren hätte ich, Sie zurückgehalten. — Er stand auf und gab ihm die Hand. Ja, beym Himmel, Millwitz! Und wenn ich mich hätte mit Ihnen schie n sollen! Bey den Haaren hätte ich Sie zur ck gehalten.

Wahrhaftig? — Dann muß ich mich schämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweisen wollen, als ich gegen Sie. — Sie haben einen schwachen Kopf, wie Sie sagten?

Den hab ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen vom Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendsünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen schießen sollte, Baron! — Er stand auf, kam zurück, und das Systeme de la Nature lag im Feuer.

Der Baron war zu sehr erstaunt, als daß er sich sogleich hätte fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das Buch war schon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fieng er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist oder der Teufel? —

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung

besorgt; es ist Pflicht, daß ichs für die Ihrige sey.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höle konnten den Hals brechen: und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Aergers. — Zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedieß schon auf schwachen Füßen steht — verzeihen Sie, Freund! noch vollends alle Festigkeit nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Größte und Wichtigste ist: — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie schwärmen. Verlier ichs denn schon? — Sie könnten's verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für so einen Kopf ist das Systeme de

la Nature nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte so leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Aehnlichs, Baron. In meiner Höle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: In den Spekulationen dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Aehnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: Kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn, mir zu helfen: und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höle ein Kreuz schlagen, und gehn, daß er fortkäme. —

Der Baron mußte nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, hergieng. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand:

Sie erkennen, daß ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höle zu steigen, und hier meine Hand! Ich will folgen. — Aber nun muß ich auch Sie beschwören: Bemengen Sie sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, statt sich in jene trüben Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt sich an einem morschen Seil über Abgründen hinzuhängen, auf dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort; meine besten Jahre hab ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf, — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daß ichs bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie sollen lesen, Baron. — Es giebt der Kenntnisse viel, die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freylich ist die eine mehr, als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daß ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den Reimarus.

Viertes Stück.

Ueber die verhältnißmäßige Größe des Menschen.

Die Natur handelt in allen ihren Einrichtungen mit der bewundernswürdigsten Weisheit. An jeder Pflanze, an jedem Thiere stimmt alles auf das wunderbarste zusammen; alle Kräfte, Neigungen, eingepflanzte Fertigkeiten, Proportionen, Verhältnisse. Die Naturgeschichte ist ein unendliches Studium; aber auch die Geschichte jedes einzelnen Naturprodukts würde, wenn wir Sinne und Erfahrung genug hätten, nicht weniger unendlich seyn. — Ich liebe sehr die Frage von den Endursachen, und bringe sie gerne bey jeder Erscheinung, jeder Eigenschaft an, die ich an einem Dinge gewahr werde. Kann ich sie in dem einen Falle

nicht beantworten, so kann ich es doch in dem andern; kann ich es nicht vollständig, so kann ich es doch zum Theil: und das Aufsuchen einer solchen Antwort ist allemal eine ausnehmend nützliche Uebung des Scharfsinns.

Jede Gattung von Dingen hat ihr eigenes Maaß der Größe; jede Pflanze, jede Thierart: und auch dieses eigene Maaß der Größe, wenn wir es mit den bekannten Absichten und Kräften und Eigenschaften jeder Gattung zusammenhielten, würde uns mit der größten Weisheit gewählt dünken. So viel ich mich erinnre, ist mir noch keine specielle Untersuchung dieser Art vorgekommen. Ich will mit dem Menschen einen kleinen Versuch machen.

Auch der Mensch hat sein eigenes bestimmtes Maaß von Größe: Riese und Zwerg gehören zu den seltenen Anomalien in der Natur; und doch ist auch ein Riese weder so ausnehmend viel größer, noch ein Zwerg so ausnehmend viel kleiner, als der gewöhnliche

Mensch. Vielleicht wünschte der Mensch seinen Körper größer; und da er einmal König der Thiere ist, möchte er ihnen auch sämmtlich an körperlichem Umfange und Kräften eben so überlegen seyn, als an Einsicht und Klugheit. Gut! Der Mensch habe also die Größe des Elephanten. Nun scheinen ihm allerdings einige Vortheile zuzuwachsen, die er bey seiner jetzigen Kleinheit entbehrt: aber sollt' er dagegen nicht andre verlieren, die noch wichtiger wären? — Betrachten wir den Menschen einzeln, so verliert er vielleicht unendlich an Feinheit der Sinne, die jetzt auch die kleinern Gegenstände, die schwächern Nüancen unterscheiden; mithin entgeht ihm ein sehr wichtiger Theil von dem Gebiet seiner Erkenntniß. In so fern wäre also schon diese übermäßige Größe wider die Bestimmung seiner Natur. So wie er jetzt ist, steht er zwischen den größern und kleinern Geschöpfen mitten inne, und kann mit seinem Geiste nach allen

Seiten hin wirken; kann das Kleine und das Große, das Zarte und das Grobe gleich gut erkennen. Der übrigen Vortheile, die der Körper bey allzustarken ungelenken Gliedern entbehrt, und die auch für den Geist zu seinen Absichten und Wirkungen so wichtig sind, zu geschweigen. — Betrachten wir das ganze Menschengeschlecht: so sehen wir, daß bey diesem Maaß von Größe weit weniger vernünftige Wesen würden existiren können. Des Kleinen ist immer mehr, als des Großen; das finden wir durch alle Reiche der Natur bestätigt. Der Kräuter sind mehr, als der Bäume; der Kiesel mehr, als der Felsen; der Kaninchen mehr als der Elephanten; der Krähen mehr als der Adler. Und dieses Gesetz ist nicht bloß willkührlich; es ist in der Natur der Dinge selbst gegründet. Das eine erfordert mehr Raum, als das andre; das eine mehr Nahrung, als das andre. Wo also jetzt tausend Menschen leben, würden alsdann keine hun-

derte leben. Das heißt, wo tausend Menschen glücklich sind, würden keine hunderte glücklich seyn. Und wie fehlerhaft müßte uns nicht diese Einrichtung der Natur dünken, da Glückseligkeit überhaupt der ganze Zweck der Schöpfung, und Glückseligkeit desjenigen Wesens, das ihrer am fähigsten ist, weil es die vorzüglichsten Kräfte hat, oder mit einem Worte, Glückseligkeit des denkenden Menschen unter allen übrigen Zwecken der höchste ist? —

Wir wollen das andre Aeußerste setzen: der Mensch soll so klein seyn, als eine Ameise. Nun scheint ein ausnehmender Vortheil für das ganze Geschlecht zu erwachsen; denn wo jetzt hunderte leben, könnten dann Myriaden leben. Auch für jeden Menschen, einzeln betrachtet, scheint diese Einrichtung von einer gewissen Seite vortheilhaft; seine Sinne würden ohne Zweifel feiner, durchdringender seyn können. Aber, frage ich sogleich; würde alsdann der Mensch noch gleich geschickt seyn, die

größern Gegenstände zu fassen? das Ganze der Schöpfung zu übersehen? die Verbindung aller ihrer Theile, der größern und der kleinern, zu überdenken? Würd er, wie jetzt, über Meer und Gebirge, in alle Gegenden der Erde hin können? Ich behaupte abermals, daß die mittlere Proportion für die Ausbildung und die ganze Natur seines Geistes die vortheilhafteste sey. Man bemerke zugleich, daß bey einer solchen Kleinheit, wie ich hier angenommen, der Mensch seine Herrschaft über die Thiere, das Vorrecht des vernünftigen Wesens, durchaus verlieren würde. Bey seiner jetzigen Größe kann er alles unter sich bringen, das Große sowohl als das Kleine; das Letztere kann er fassen, weil seine körperlichen Werkzeuge nicht zu grob, seine Glieder nicht zu ungelenk sind; das Erstere kann er, wenn natürliche Hülfsmittel nicht zureichen, oder deutlicher, wenn er, Kraft gegen Kraft gesetzt, verlieren würde, durch künstliche Mittel bändi-

gen, oder doch wenigstens sich dagegen schützen. Dieses könnte er nicht, wenn er die Größe einer Ameise hätte. Alles, was ein solch Geschöpfchen, oder eine ganze Legion solcher Geschöpfchen zu Stande bringen könnte, würde ein einziger Huftritt des Rosses, ein einziger Griff der Löwenklaue vernichten. Jetzt kann er Stricke bereiten, die kein Löwe zerreißt; Gruben, über die keiner hinwegsetzt. Kurz, der Mensch wäre, als Ameise, so wenig Herr der Thiere, daß er ihrer Gewalt ohne Hülfe unterworfen wäre. — Diese Betrachtungen ließen sich noch viel weiter fortsetzen. Man sieht also, daß wenn das Menschengeschlecht, bey einer solchen Kleinheit, an Zahl und Ausbreitung unendlich gewönne, es dagegen an seinen wichtigsten Vortheilen und Vorrechten unendlich verlieren würde.

Ich habe zweymal das Aeußerste angenommen; die Größe des Elephanten und die Kleinheit der Ameise. Betrachtungen dieser Art

werden auf keine andre, als diese Weise, evident. Man gehe nun von den beyden äußersten Enden aus, erweitre die Vortheile und entferne die Nachtheile; so wird man eben auf dasjenige Maaß der Größe treffen, was nach der wirklichen Einrichtung der Natur dem Menschengeschlechte eigen ist.

Fünftes Stück.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mässigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzehlte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ey, fieng der alte Witt an und schmunzelte; wär ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn Er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt er ganz finster in sich hinein. — Wie meynt er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja warum nicht gar? Einen Narren! — Huy, dacht ich da bey mir selbst; — denn der Titel stand mir nicht an; — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen; das taugt nicht: Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfuy! Sprich du lieber mit andern! — Nun was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ey ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink: der gukte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meynt Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beynahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Huy, dacht ich da wieder; das ist

doch drolligt! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ey was? fieng der alte Witt an und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ey die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein

andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Hausforgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und gukte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meyne, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meynen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beyden Seiten umherwirft: so kömmt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabey nicht herauskommen; das seh ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meynt Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen

Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ey, das wäre! Die hieß? —

Wenn' man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bey dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bey dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! Die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ey, ums Himmels willen! Die mögt ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fieng er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hinterge-

bäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ey, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte; ich habe mir beyde gemerkt: und da sprech ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bey meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freund borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Sechstes Stück.

Die Eiche und die Eichel. *)

Nicht lange nach der Herausgabe des Buchs, worinn Herr Dutems die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese Gemelli, auf dessen unweit Turin gelegenen Landgute. Er traf ihn im Park, und das Gespräch fiel, sogleich nach den ersten

*) Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bey Lebzeiten des Sokrates. „Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen! sagte einst Sokrates, da er eins dieser Gespräche — las oder hörte: ich weiß nicht. — Wenn Herr Dutems diesen Aufsatz sehen und das Nämliche sagen sollte, so mag der Verfasser es haben. Das wird er schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.

Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutems.

In der That, Herr Dutems; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht und Unpartheylichkeit. — Wer die Alten genugsam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte sich für seine gelehrten Nachtwachen durch den unmäßigen Werth belohnen, den er den Gegenständen seines Fleißes gab: dieser wollte sich, wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit, eben durch seine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wissen, wie das ist, liebster Freund. Man ergötzt sich über das, was man hat, durch den Werth, den man ihm giebt, und tröstet sich über das, was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben also, daß ich beyde Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daß ich gleiche Unpartheylichkeit gegen Alte und Neue bewiesen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als andre, Herr Dutems. — Auch vereinigten Sie mehr, als andre, jene zwiefache Kenntniß, die zu so einer Vergleichung nothwendig ist.

Sie schmeicheln mir sehr, Herr Marchese.— Aber wenn ich Sie kenne, so ist eben Ihr Lob schon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Lassen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das ist? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutems! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die schönste und größeste dieser Gegend! — Wie weit hat sie ihre Wurzeln verbreitet! Wie tief in den Boden geschlagen! — Der Orkan kann sie nicht stürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich sie

ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land sie beschattet! — — Nicht wahr? Sie sind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marchese?

Betrachten Sie mir jetzt diese Eichel! — Unläugbar schließt sie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in sich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Haupttheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Ist darum die Eichel eins mit der Eiche? Ist dieses hingestreute, dem Zufall überlaßne, vielleicht zum Vermodern bestimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freystatt giebt: ist es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher schattenden Baum zu vergleichen, der aus der unansehnlichen Eichel hervorkeimte, und langsam, in ganzen

Jahrhunderten, zu dieser Höhe, dieser Stärke und Majestät emporwuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir sprachen. — Der erste Keim eines Systems ist Ihnen gleich das System; das erste Element eines Gedankens gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichsam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Bestimmungen hingeworfen, ohne alle Untersuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten verlassen worden? oder ob sie von den Neuern in ihrem Zusammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden? — Das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken

ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutems. Wenn das, was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Kapitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehn, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Kopernikus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunkt der Welt zu halten, einen zirkelförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schließen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Kopernikus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn beyde behau-

pteten, daß die Erde beweglich sey, und einen zirkelförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras.

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Kopernikus? Das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daß die Sonne der Mittelpunkt und die Erde beweglich sey.

Das will ich zugeben, Herr Dutems. Aber welcher Unterschied zwischen jenen hingeworfnen, mit Irrthümern vermischten, mehr erratenen als bewiesenen Sätzen, und zwischen dem so richtig bestimmten, so wohl in Ordnung gebrachten, durch so viele zusammenstimmende Beobachtungen festgegründeten Systeme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir diesen Unterschied ein? —

Allerdings, Herr Marchese. Aber bedenken Sie auch, daß von den Werken der Alten so vieles verloren gieng? Daß vielleicht eben in dem, was verloren gieng — —

Genug, Herr Dutems! Bis in diesen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bey unserm jetzigen Streite, dieses so unwiderlegliche, obgleich so unwahrscheinliche Vielleicht? Aus Quellen, die nicht vorhanden sind, haben doch die Neuern nicht schöpfen können? Räumen Sie mir also immer ein, daß jener Unterschied vollkommen so groß ist, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er soll es seyn, Herr Marchese. Und um mich erkenntlich zu zeigen; so sollen Sie wieder in allem Recht haben, was Sie behaupten. — Die Alten sollen sich selbst so verstanden haben, wie Sie sie verstehen; die angeführten Stellen sollen wirklich die Quellen seyn, aus welchen die Neuern schöpften: ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vor-

theil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieser Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen?

Das thut jedermann, Herr Marchese. Der erste Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, so hat jedermann Unrecht. Und ein Philosoph sollte nie etwas aus dem Grunde thun, weil es jedermann thut.

Also schätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiß? —

Allerdings schätze ichs höher.

Und ist denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleißes?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den ihrigen bitten? —

Sie sagen so, liebster Freund: Diese Eiche schließt die ganze Anlage der Eiche in sich; Die Eiche ist nichts, als die Entwickelung dieser Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders sagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: diese Eichel ist wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urstoffs. Die Natur war nichts thatiger, da sie die Eichel aus ihrem Urstoffe, als da sie die Eiche aus der Eichel entwickelte: die Elemente mußten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem ersten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Wasser mußten das eine mal so wirksam seyn, wie das andere mal. Die Natur hat von der einen Wirkung so viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den ersten Urstoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geschaffen.

Und die Anwendung auf unsern Streit? —

Die ist so leicht, sollt' ich meynen. — Die Gegenstände der Philosophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philosophischen

Wahrheiten lagen in jeder menschlichen Seele. — Was der denkende Geist von jeher gethan hat und thun konnte, bestand bloß in der Entwickelung dieser Keime, in der Aufklärung, Auseinandersetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es ist eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur ersten Klarheit, und die sie zur Deutlichkeit, zur Vollständigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutens.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall ist mehr Anstrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daß sich diese Frag so im Allgemeinen beantworten läßt? — Es kommt alles auf die Beschaffenheit der Idee auf die Fassung des Geistes, auf die schon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erste Idee haben; heißt oft nichts: sie schätzen, verfolgen, ausbilden, oft

alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutens?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundsätzen müßten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakespear hat viele seiner vortreflichsten Stücke aus italiänischen Novellen geschöpft, die nichts weniger als vortreflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterschilderungen, von eignen, fruchtbaren, erstaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle seines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem ersten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als diesen Stoff? Den Geist, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie? Shakespear geringer, als den Novellenschreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philosoph, Herr Marchese —

Mögen so verschieden seyn, als sie wollen: in unserm Fall sind sie's nicht. — Wenn bey einem Alten eine nur halbe schwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere sie auffaßte, richtig bestimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte; der Neuere sie von den einzelnen Fällen rein absonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundsatz eines Systems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeynung aus ganz falschen Gründen, durch sophistische Schlußreihen herleitete, ein Neuerer sie aus ihren wahren Erkenntnißgründen durch richtige Schlußketten erwies: wollten Sie da so ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigstens dann und wann, der Neuere ein eben so großes, oder größeres Genie seyn, als jener? — — Doch ich sehe, daß ich Ihnen zur Last bin, Herr

Dutems. Wir haben hier reizendere Gegenstände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in einem oder zwey Briefen mittheile, was ich etwa sonst über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

Siebentes Stück.

Erster Brief an Herrn Dutens.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unsres neulichen Gesprächs gehört, und die sich bloß einem denkenden Kopfe thun läßt! — Sollte es Ihnen nicht oft wiederfahren seyn, daß Sie durch eigenes Nachsinnen auf Ideen, Grundsätze, Hypothesen, Auflösungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem größten Befremden, schon bey andern gefunden? Wenn das ist; so darf ich um desto dreister die Voraussetzung zurücknehmen: daß die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten geschöpft haben; und dann fällt auf einmal der große Vorzug der Alten hinweg. — Cartesius, sagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt,

Locke die und die Wahrheit im Aristoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen: aber wie in aller Welt können Sie das beweisen? Wär' es denn nicht möglich, daß zwey verschiedne Genies, die einerley Seelenkräfte auf einerley Gegenstände anwenden, auch einerley Ideen daraus entwickelten? Oder ist es nicht in manchen Fällen ganz sichtbar, daß jeder zu dem gemeinschaftlichen Resultat auf seinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee von dem einzigen Umstande ab: ob sie sich an diese oder jene Gedankenreihe hieng? von diesen oder jenen Gründen das Resultat war? — — Freylich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen, aber nur im vorzüglichen, nicht im ausschließenden Verstande; insoferne sie nämlich die ersten waren, die gewisse Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienst dabey fällt nun weg, und wird

Glück. Leibnitz, Locke, Carteſius ſtehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als inſoferne ſie ſpäter gebohren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutens, daß Sie in dem erſten Keim eines Syſtems ſogleich das Syſtem, in dem Element eines Gedankens ſogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutens, ſetze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als der Alten, geleſen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher beſtimmt, richtig bewieſen gefunden, was in dieſen nur noch roh, dunkel und unbewieſen angegeben war. Er hatte ſich durch eine vertraute Bekanntſchaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff ſeine Beſtimmung, zu jedem Satz ſeine Einſchränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte dieſe von andern geſchehene Entwickelung kein eigenes Nachſinnen, nur Aufmerkſamkeit auf den Vor-

trag seiner Lehrer gekostet. Er konnte sich also keiner Mühe und Schwürigkeiten dabey bewußt seyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verwirrte Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen, und von den Gründen zu den Folgen mit größter Leichtigkeit auf- und abzusteigen. So unterrichtet und so gewöhnt gieng er an die Werke der Alten: und was war nun natürlicher, als daß er gleich in jeder dunklen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgerissenen Trümmer das Gebäude eines Systems; kurz, daß er in der Eichel die Eiche sah, die er gewiß nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachsen wäre. — Wie? rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektrischen Versuchen Neutons sagte: Neuton keinen Funken gesehen? Ey Sie scherzen. Er fährt ja so sichtbar heraus! —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutens. So lange es bey der eigentlichen Philosophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch so ziemlich von statten; aber in Physik, Mathematik und andern ähnlichen Wissenschaften haben die Neuern zu viel Eignes, als daß man so leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derselben offenherzig gestanden, und Ihrem Genie wenigstens eben so viel, als dem Zufall eingeräumt haben: aber einmal hatten Sie sich bey Gelegenheit der philosophischen Materie zum Vortheil der Alten erwärmt, und so riß Sie denn der Enthusiasmus unvermerkt mit sich fort. Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gerne halb läßt. Kömmt er einmal ins Erheben oder Verachten, so kömmt er nicht so leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Kapitel einzulassen; will ich Sie nur an Ihre

Vorrede erinnern. „In der Vergleichung, sagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienste der Alten und der Neuern anstellt, muß man vornehmlich diejenigen Künste und Wissenschaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen sollen, von denen unterscheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen u. s. w. — — — „Man muß auch das nicht aus der Acht lassen, daß die mehresten der so bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren sich unser Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Kompaß, die Ferngläser ꝛc. nicht das Werk philosophischer Genies, sondern die Wirkung des bloßen Ohngefährs oder die Versuche unwissender Künstler gewesen sind."

Der kurze Inhalt dieser ganzen Stelle ist der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhieng; das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und fast zu dem

höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhieng, das haben die Alten schon alles weggenommen. Also bloß der Fleiß, bloß das Sammeln und Beobachten macht den Vorzug der Neuern aus? Bloß in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von ihnen angeführten Wissenschaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — sind sie weiter gekommen? Sie haben gleichsam nur unter den Augen der Alten nach Maaßgabe der Ideen, die diese alleinige Genies ihnen angegeben, mechanisch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den sie in der Schiffahrt, in der Astronomie, in allen Theilen der Physik gemacht, der hienge bloß von der Erfindung des Kompasses, der Fernglaser, der Vergrößerungsglaser und anderer Werkzeuge; diese Erfindung wieder vom Zufalle, und also am Ende alles vom Zufalle ab? — Wahr ist es, der Zufall hat dabey sehr viel gethan, aber doch nimmermehr alles.

Viele der wichtigsten Erfindungen, die uns große Aufschlüsse in der Natur gegeben, sind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es sind wahre, mit Absicht gesuchte Erfindungen gewesen, zu denen aber freylich die Data erst mußten vorhanden seyn: und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaß geliefert, den erst das arbeitende Genie der Entdecker oder derer, die ihre Entdeckungen auffiengen, zu seiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht selten die künstlichsten Ideenverbindungen und eine sehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daß Sie zwar dem Zufalle ließen, was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienste der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben sowohl unsere Genies, und haben gewiß eben so große Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That sehr sonderbar, wenn es an-

ders wäre. Warum sollte denn nur die geistige Natur an Kräften erschöpft seyn, da die körperliche noch immer eben so wacker und eben so voll Zeugungskraft ist, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloß Erfahrungen angestellt, sie haben auch vortreflich darüber gedacht; sie haben nicht bloß entdeckt, sie haben auch wirklich erfunden; sie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloß bey dem bewenden lassen, was der Zufall that; sie haben sie auch mit großem Verstande vervollkommt, mit großem Verstande die Beobachtungen verglichen, mit großem Verstande Grundsätze heraus gezogen und zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaften angewandt.

Ich bin u. s. f.

Achtes Stück.

Zweyter Brief an Herrn Dutens.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaßen im Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutens. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschließungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den größten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die Sie ihnen beylegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht, die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müßten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daß Sie die Genies der Al-

ten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muß, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier ein sehr unnützer Streit, und hier noch um desto unnützer, da es in dieser Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich so viele giebt, daß man nie eine sichre endliche Entscheidung zu hoffen hat. Überdem, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur dem einen Theile ausschließungsweise vor dem andern beyzulegen; so würde die ganze Untersuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beyden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaßstab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bey Ihren Kenntnissen unstreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum ver-

drießt es mich, daß Sie jenen alten fast vergeßnen Rangstreit wieder hervorgesucht haben. Die Aufschrift Ihres Buchs: eine Untersuchung über den Ursprung der Entdeckungen der Neuern: versprach mir so viel! Ich erwartete von dem Verfasser der Monadologie und dem verdienstvollen Herausgeber der Leibnitzischen Werke nichts Geringers, als daß er den Systemen der Neuern bis zu den ersten unvollkommnen, zerstreuten Ideen, woraus sie geworden sind, nachspüren, daß er mich von den vollen und tiefen Strömen, die sich jetzt mit solcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniß ergießen, bis zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufbegleiten und mir während seines Ganges zeigen würde, wie sie durch allmählige Aufnahme einzelner Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worinn nicht sowohl die Philosophen, als die Ideen der Philosophen verglichen und

das allmählige Wachsthum der menschlichen Erkenntniß, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Punkten, entwickelt würde. Und in der That, liebster Freund, hätten Sie die Schwürigkeiten, die sich freylich bey so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaßen zu den philosophischen Absichten hingelenkt, um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie sich nicht bey der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bey dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspunkte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen; nicht bloß in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo

erst ein glückliches Ohngefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muß, sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften, auch in den abstraktern Spekulationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ists, daß wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniß, trotz den fortgesetzten unabläßigen Bemühungen der größten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen; so ist es nur darinn, daß wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen; denn auch dieses heißt weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten: aber die wichtigsten Höhen,

von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeßliche Beute von Erkenntniß geben muß; diese haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerstiegen gelassen. Der ganze Unterschied zwischen uns und ihnen mögte der seyn: Die Alten suchten zu dem unersteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Versuch war umsonst: aber immer blieb noch die Hoffnung, daß ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher seyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung versucht, wo der gerade Pfad zu steil war: wir sind auch den ganzen Fuß der Höhe, so weit er sich umgehen ließ, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Versuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich gefunden. Wir haben also vor den Alten den Vortheil, oder sollten ihn wenigstens haben: daß wir alle

Absichten auf diese fruchtlosen Unternehmungen aufgegeben, und nun unsre sämmtlichen Kräfte dran setzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwürigkeiten für menschliche Kraft überwindlich sind, immer mehr und mehr wüstes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieses, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloß in leeren Tiraden über das Unvermögen des menschlichen Geistes zu deklamiren, sondern die wohlgefaßten Schwürigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die so gefundenen unauflöslichen Probleme unsrer Erkenntniß in deutlichen Sätzen anzugeben, damit der Philosoph jede einzelne Materie auf sie zurückführen, und wie weit er sich einlassen dürfe, vorhersehen könne: Das, liebster Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philosophischen Absichten, die der prag-

matische Geschichtschreiber der Philosophie vor Augen haben müßte, und die seinem Werke einen unsterblichen Werth geben würden. Wenn die philosophische Geschichte, ihrem größten Theil nach, eine Geschichte der Verirrungen unsers Geistes und seiner verschwendeten Kräfte ist: zu welchem Endzwecke sollte sie dann eher hingerichtet werden, als daß wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verschwendung unsrer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer so viel Vergebliches unter uns geschrieben: Akademien werfen Fragen auf, und philosophische Köpfe strengen ihren Scharfsinn an, sie zu beantworten; Fragen, worinn sich der wesentliche Punkt sogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man sie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie sagen — gehört nicht vielleicht diese ganze Idee in die Zahl jener süßen Träume, die so leicht erdacht und so

schwer realisirt sind? Ich fürchte das nicht, liebster Freund. Denn, wie Sie wissen, so ist in manchen schätzbaren Werken schon vieles geschrieben worden, woraus sich die Möglichkeit eines solchen Werkes begreifen läßt. Wäre dieß nicht, so würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich hasse von ganzem Herzen die schwindelnden Planmacher, die immer so stolze und so unmöglich auszuführende Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, sie auszuführen. Leider ist die Miene an diesen Herren das Beste, wo nicht gar alles. Sollte es vom Reden zur That kommen; so mögten sie oft gegen die getadelten und gehoeneckten Autoren, denen sie von der Höhe ihrer Ideale herab so verächtliche Blicke geben, nicht viel besser, als Marsyas gegen den Apoll, bestehen.

Ich bin u. s. w.

Neuntes Stück.

Epistel an einen jungen Arzt.

Unglücklich, wer, bestimmt für Kanzeln und Altäre,
Sich Wall und Mauren zu erstürmen sehnt;
Unglücklich, wer, voll Dursts nach Bardenehre,
In einer Aktenkammer gähnt;
Und wen des Rosses Wiehern, das Gebelle
Der Kuppelhunde nur bewegt,
Unglücklich, daß er nicht ein Hifthorn an der Stelle
Des goldnen Schlüssels trägt!
Unglücklicher, wem das Geräusch der Waffen,
Wem wildes Schlachtgeschrey das zarte Ohr betäubt,
Indeß, zur Menschlichkeit geschaffen,
Sein Herz sich unterm Panzer sträubt;

Wer unerbittlich, mit der Kälte
Des Jägers, die Geschlagnen hetzt,
Und nach der Schlacht, im unbelauschten Zelte,
Den Lorbeerkranz mit bittern Thränen netzt!
Doch dreymal selig, welchem zum Geschäfte,
Dem er — weil doch Geschäftigkeit
Des Lebens Triebrad ist — auf gutes Glück sich weiht,
Der Himmel auch das volle Maaß der Kräfte
Und Lust, die alles übersteigt, verleiht!
Geliebter Bruder von zwey schönen Schwestern!
Der dreymal Selige bist du.
Wie sah ich deinem stillen Eifer gestern
Mit schaudernder Bewundrung zu!
Hätt er, der dich zu seinem Dienst erwählet,
Hätt Aeskulap nicht selbst dein Herz gestählet,
Mit Ungeduld nach Ruhm und Wahrheit dich erfüllt:
Wo nähmest du zum bangen Operiren,
Zum gräßlichen Anatomiren

Fühllosigkeit an Geist und Nerven her?
Du, sonst in keinem Fall des Lebens, Stoiker! —
Den Lust und Schmerz gleich heftig rühren,
Dem, bey des Elends nachgeahmten Bild,
Der Busen schon von tiefen Seufzern schwillt!
Da sitzest du in deinem schwarzen Kittel
So stolz, so heiter, wie ein Kandidat,
Der einen Accessistentitel
Nicht ohne Müh erbettelt hat;
Schaust auf dein Werk mit Wohlbehagen,
Dem Maler gleich, der auf sein Pergament,
Wo Frühlinge schon blühn und Morgenröthen tagen,
Verliebte Blicke wirft; greifst zu dem Instrument,
Wie unser einer zu der Karte,
Und schneidest, bis nichts mehr zu schneiden ist,
Und runzelst weniger die Stirn, als ich beym Whist,
Wenn ich, zum Ruf bereit, auf zwey Figuren warte.

T T.

Zehntes Stück.

Briefe über Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund: wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedne Kunstrichter darinn haben finden wollen; so würde man sie doch alle über dem einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfange bis zu Ende so wohl erhaltnen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sey er so schwarz, als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen:

aber von der poetischen ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint Marinelli als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleyen sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und alles wird, was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Witz, womit er über Appiani und Orsina herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortreflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn

zu dem Punkte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröfnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läßt — — Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die sowohl zusammengeordnet, so fein in einander ver-

flößt, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint, (welches doch vielleicht nur im fünften Akt der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt) so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie selbst schon bemerkt haben, auch auf den Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich die-

sen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber Marinelli, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen entscheidend genug sind: nur das könnte etwa beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters. Er hat es darinn zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, oft selbst ohne daß er mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des Appiani. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweykampf gleichsam dazu gezwungen hätten; wenigstens hat Herr Lessing diesen Umstand mit großer Kunst

im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde erscheint er am häßlichsten, als — ich will es mit den Worten der Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äußerste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zweck verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heißesten Begierden sind; weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben des-

wegen nur fester gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des Prinzen, von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Prinzen zu seyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bey der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen: das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Daseyn hassen würden, und auch Ursache hätten es zu zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntniß sich auf Etiquette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Gala mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben?

Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muß, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten! Ihre ganze Wohlfarth hängt an der Gnade des Prinzen, und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den Staat oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdieß, wenn der Prinz ein Wohllüstling oder ein Müßiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Ei-

gensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeyschaffen, ihnen darinn zuvorkommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können: aber was in aller Welt sollen sie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgends mehr, als in der Gegend der Höfe: was also sie nicht thäten, würde ein anderer thun; dieser andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten; würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehn; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken: er giebt sich die äußerste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu

verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mißlicher Projekte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Zuschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster

in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiß für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortrefliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzel-

nen Situationen bearbeiten könnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniß der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daß sie ihnen nämlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgiengen. —

S.

Eilftes Stück.

Zweyter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle möglichen Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthesten Familie, wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat; und bey alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn; — so muß sie nothwendig in seiner jetzigen parti-

kulären Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daß er bey dem Prinzen noch vorfahren und ihm seine Vermählung kundmachen soll: aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimnißvollen Ahndungen, deren er gegen Emilia und ihre Mutter erwähnt; aber bloß erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen. Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahndungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen: so viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahndungen haben mögte. Jene sind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch

eine frey umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äußersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauern und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne wegwünschte, so mögte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groß, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daß er das Züngelchen in der Waage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Waage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reißt sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahndung, wovon niemand, Appiani selbst

nicht weiß, wo sie herkommt, ein gewisses unnennbares Etwas, daß sich vielleicht eben deswegen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sey? Ob er durch dieses Mittel bloß den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mußte, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber mögte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen

können. Ist meine Hypothese falsch; nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beym Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte; so wäre der ohnedieß schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan; er will nur fürs erste die Vermählung hindern und die Braut haben: daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, sondern niederzuschießen; davon liegt der

wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweykampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweykampfe hin? Beyde mußten sich schon große Beleidigungen sagen, eh es bis zur Ausforderung kam; es mußte geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabey den ganzen Charakter des Marinelli: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwürigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er aufs tödtlichste haßt; er hat bey seinen Hofsitten auch Hofton, Honig auf der Zunge, bey der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein

feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie ers sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzücken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem höhnischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortreflich geschildert ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es scheint, daß er nach seiner Hofart und bey seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterey sich nicht würde erlaubt

haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wohllüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen: so würde bey dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen. — Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muß sie sich eben so bitter äußern? — Marinelli, wer-

den Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; bloß um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein für allemal den seligen Entschluß gefaßt hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muß ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt also nichts, als Verachtung übrig. Nun sieht man freylich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüßlich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruß; sollte der Einfluß haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit: und wie würde er da den

Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Druck in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stoßen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Fienge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruß über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meynen Sie wohl, daß bey dem entzückten Liebhaber, bey dem ruhigen gesetzten Manne dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte?

Sollt er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund: dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes, wie Odoardo, werden. Wen er nicht werth hält, daß er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daß er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müßte er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insekt wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen. — So, denke ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein andrer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt; mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich; so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht so wohl die verächtliche als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht bloß in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interressirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Reverieen; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bey dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich wei-

ter, bis zur Ausforderung und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund; es ist sehr mißlich, eines andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht, daß wenn auch der Dichter bey der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Endzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zur Erreichung dieses Endzwecks gute Dienste geleistet.

S.

Zwölftes Stück.

Dritter Brief.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der Emilia glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein größerer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein eben so großer, und sobald Sie den Gang der Ideen in Emiliens

letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwey entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muß nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt und die beyden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilia findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloßem Temperament so furchtsam, noch aus bloßem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beydes aus herrschender, beynahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bey ihrem Anfalle von Furcht hat der Dichter die-

sen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben sowohl bey ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äußert Emilia in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: „Nichts „Schlimmers zu vermeiden, sprangen tausende in die Fluthen, und sind Heilige:“ aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da; wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bey ihrem endlichen Hinsinken, bey dem letzten Zuschließen ihrer brechenden Augen hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freywillig aus den Händen zu geben. „Du kennst sie,“ läßt er die Mutter zu Odoardo sagen; „sie ist die Furcht-

„samste und Entschlossenste unsers Geschlechts. „Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber „nach der geringsten Ueberlegung in alles „sich findend, auf alles gefaßt. Sie hält „den Prinzen in einer Entfernung; sie spricht „mit ihm in einem Tone u. s. w.“ Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwürigkeit nur angeben würde, statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen ließ, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die

an sich so vortrefliche Stelle, worinn Emilia über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: „Ich habe Blut, „mein Vater; so jugendliches, so warmes „Blut, als eine. Auch meine Sinne sind „Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für „nichts gut. Ich kenne das Haus der Gri„maldi. Es ist das Haus der Freude u. s. f. so weiß ich in der That nicht, was aus dem Mägdchen geworden ist. Ich mögte fast argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Koquetterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie sie selbst gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mägdchen ist, an die innerste Seele gehen muß; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen

des Prinzen kleben: und wäre nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der Liebenswürdigste aller Sterblichen; so müßt er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke der empörten Leidenschaft, das gräßlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kömmt noch, daß sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muß nicht das, bey einem so frommen, so ehrliebenden, für ihre Seele so besorgten Mägdchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daß bey der Verderbniß des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sey: in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äußersten Abscheue gegen den Prinzen gemäß ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Ge-

walt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilia ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von ihm verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mägdchen. Ich sage nur, daß sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortreflich sie an sich selbst ist, auf-

geopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mirs erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groß seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seele werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe außer ihm keinen Retter. Wie? wenn dann der verwirrte, in Wut gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr als Emilia vorbereitet ist, von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilia ihm antwortete, daß, nichts Gerin-

gers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wut, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beyden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilia, weit angemeßner werden? — Freylich verlören wir dann manche unvergleichliche Züge, aber die ersetzte gewiß der reiche Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiß ich, wäre schon das Ersatzes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte? so anstößig finden; daß Sie nun keine Rose mit einem Affekte zerpflücken sähen, der freylich für eine so gewaltsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daß Sie nicht an die Geschichte der Virginie

erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiednen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden, und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darinn von dem Charakter des Edoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewundrung hat.

S.

Die Fortsetzung künftig.

Dreyzehntes Stück.

Ueber die Bestimmung zum Tode.

Eine Unterredung.

Nicht weit von Besançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muster eines liebenswürdigen Greises. Sein Name war Merville, und er hatte schon über siebenzig Jahre. Da er in seiner Jugend unter den Armeen Ludewigs des vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des französischen Adels, daß für die Ehre des Königs und für die Wohlfarth des Vaterlands sterben, Eins sey: aber kaum war er durch seinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadier gestiegen, als er plötzlich zu seinem Schrecken inne ward, daß er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre.

Von diesem Augenblick an suchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit seinen Abschied, schlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung seiner Tapferkeit anbot, und schämte sich seiner Wunden, wie man sich der Thorheiten seiner Jugend schämt. Er baute nun selbst das kleine Erbgut seiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für sein Hauswesen frey ließ, der Philosophie und den Musen. Da ihm sein Vermögen keinen großen Aufwand erlaubte, so hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwey bis drey, aber auserlesene Freunde. Unter diesen war in seinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Besançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menschen, die von der Natur die beneidenswürdigste Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut ist.

Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen seiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr feurig als hitzig, mehr nachsinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, giengen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von seiner ganzen Seele. Und da ihm das größte Glück wiederfahren war, wofür ein Mensch der Vorsehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu seyn und eine edle Erziehung zu finden; so war er mit diesen Eigenschaften seines Charakters ein Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit, ein unbeweglichstandhafter Patriot, und der ganzen innigsten Freundschaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber wie es von seinem Geschmack zu erwarten war, das schönste und geistreichste Frauenzimmer von Besançon. Sie hieß Thereſe, und war die

Tochter des Präsidenten von eben dem Gerichtsstuhle, wobey nachher Chevreau Beysitzer ward. Die Hinderniſſe, die ſich ſeiner Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegenſetzten, ſchienen unüberwindlich; aber was in ſchlaffern Seelen die Liebe unterdrückt haben würde, gründete ſie in der ſeinigen deſto feſter. Thereſe ſelbſt war ſeit dem erſten Augenblick ihrer nähern Bekanntſchaft für ihn entſchieden; nur war ſie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften, eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchſten Range im Königreich zu verbinden. Sie ſtand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unſägliche Verfolgungen aus, aber ſie erklärte ſich ſtandhaft, daß keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt ſie bewegen ſollte, anders als zwiſchen Chevreau und einem Kloſter zu wählen. Da ihre Eltern durch dieſe feſte Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmſten Bewerber zurückzuweiſen, und

da noch überdieß das Beyspiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquisinn war, als sie schon ihr Vermögen auf den Toiletten der Maitressen und vor dem Busen der Operistinnen schimmern sah; so bewegte dieses die Eltern der Therese, daß sie endlich dem Chevreau den Zutritt verstatteten und ihre Einwilligung zu der Heyrath gaben. Beyde Liebenden, die sich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung so sehr bewiesen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth ist.

Therese ward schwanger, und Chevreaus Einbildungskraft hatte sich nun schon mehrere Monate mit nichts als dem süßen Gedanken beschäfftigt, wie unendlich sein Glück durch den Besitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der so ängstlich und doch so ungeduldig erwartete Augenblick erschien, wo Therese entbunden ward. Seine Freude war

unbeschreiblich; aber es war die ernste wehmüthige Freude des gefühlvollsten Menschen, der mit seinem Glücke zugleich die ganze Größe seiner Pflichten empfand, und in seinem Innersten schwur, daß sie ihm heilig seyn sollten. Theresens Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig ließen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegenkämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden schon ersterbenden Händen Chevreaus Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Oden die Worte: Vergiß unsrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtniß fand, so war es dieses Wort der Thereſe. — Chevreau beſorgte alles, was zu ihrem Begräbniß gehörte, mit der ruhigſten Gleichmüthigkeit; er betrachtete Stundenlang ihren Leichnam, ohne daß ihm nur eine Thräne entfiel, und dann gieng er allein, und machte ſich Vorwürfe, daß er ſo fühllos wäre. Erſt den Tag nach der Verſenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er ſich nichts vermuthend war, eine Perlenſchnur fand, die er einſt Thereſen zu ihrem Geburtstage ſchenkte, erwachte gleichſam ſein Herz aus dem bisherigen Todesſchlaf aller Empfindungen; er fiel hin und vergoß einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unſchuldige Urſache ihres Todes war, riß ihm ſeine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labſal für ſeinem Schmerz. Es trug ſchon die ſanften und liebenswürdigen Züge Thereſens, die ſich auf ſeinem zarten

Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung, worinn sich der herbste Schmerz mit der süßesten Wohllust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (denn so hieß der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt und der Neid aller Mütter von Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen seinen Gesichtszügen hervorsah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleiß, und genoß der Wohllust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist, daß er selbst den Fortgang seines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fieng jetzt Charlot an, die kleinen Ideen und Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freyer zu entwickeln, und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstan-

des und edelmüthigen Herzens, als er von den Blattern, diesen großen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und nach unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahinstarb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen, der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie ers von der Krankheit und dem Tode Theresens gewesen war.

Dieser zweyte Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beyden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch seine Freunde nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch, der einmal unglücklich genug ist, daß er nichts mehr ausser sich liebt, der kann auch sich selbst nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und Char-

lot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bey seinem festen Trübsinne hatte er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein freydenkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaßen an sein Herz drang, war Merveillens Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus Cheveraus Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleiß die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daß er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine er-

storbne Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenstand zu reizen, und wie von ohngefähr Ideen hinzustreuen, die eine heilsame Revolution bey ihm bewirken könnten. Endlich, da Chevreau immer finstrer und immer trüber ward, hielt Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschloß, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäße des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine öftern Besuche zu erwiedern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist etwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beyde Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte, und Sie thun übel, Chevreau, daß Sie sich so ganz in sich selbst verschließen. Oefnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ichs

durch die aufrichtigste Liebe gegen Sie werth bin, öfnen Sie's mir! — Sie nannten mich so oft ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt und bin unglücklich gewesen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menschen, dem sein eigenes Unglück zu schwer fällt, als daß es ihm für fremdes Gefühl ließe.

Ich habe meine Gattinn und meine Kinder sterben sehen; und was nur je ein menschliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weiß, was das heißt, mit einem einzigen Streiche alle seine innigsten Bande zerrissen, alle die liebsten Hoffnungen seiner Seele vernichtet zu sehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch schrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menschlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Wesen, die

mir ähnlich sahen, wie unter Rasenden oder Verbrechern zu leben; und nur ein Mann, wie Sie, kann mich fassen, wenn ich ihm sage, daß ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie diesen schrecklichen Zustand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch schrecklichern kennte? — Der menschlichen Gesellschaft entflieht man; denn es giebt ja Einöden und Wüsten: aber, Merville — — Er schwieg und sah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum soll ich das sagen, was schon Elend genug ist zu denken? — Er schwieg noch einmal, und setzte dann mit einer Erschütterung der Seele hinzu, die sich seinem ganzen Körper mittheilte: wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick stand er auf und nahm den Weg nach dem Garten, um sich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, loszureißen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuße.

Sie sind in meinen Händen, und Sie sollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit ihren eignen Gedanken reden! — Sie sind unzufrieden mit Gott?

Entsetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entsetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau; — indem er einen festen und zuversichtlichen Ton nahm — Sie sinds nicht; denn Sie könnens nicht seyn. Unzufrieden mit Gott; hieße unzufrieden mit allem seyn, was vollkommen und gut ist: und wie kann das eine denkende Seele? — Verstehn Sie sich selbst, liebster Freund: Sie sind nur unzufrieden mit ihrer Vorstellung von Gott. Und nun sehen Sie, wie viel Sie durch diese einzige Berichtigung schon gewinnen! — Läge die Ursache in Gott, in diesem unendlich über Sie erhabnem, allmächtigen Wesen: wie wollten Sie helfen, Chevreau; wie die

Einrichtung der Welt ändern oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiderstehlich mit fortreißt? — Liegt aber die Ursache bloß in Ihrer Vorstellung von Gott: nun wohlan! Da ist Hülfe. — Lassen Sie uns die irrige Vorstellung ändern, und statt des falschen Gesichtspunktes den wahren suchen!

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des Merville lag, einen jähen Abschuß ins Thal machte. Hier zog der Greis seinen Freund, unter dem Schatten breiter Kastanien, auf eine Rasenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückendschöne Gegend ausgestreckt, die, so weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinbeerhügeln bedeckt war, und sagte dann mit dem zuversichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorsehung an, und ich will sie rechtfertigen!

Wie, Merville? Soll sich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geschöpf eines Ta-

ges gegen den ewigen Schöpfer empören? — O lassen Sie mich anbeten und schweigen! Gott ist da, wo ich rede.

Er ist auch da, wo Sie denken, Chevreau.

Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel lösen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben — —

Alle, mein Freund? — Ich steh am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig sind, mögten nicht zureichen. Wann ist der Witz des Menschen erfinderischer, oder wann ist seine Zunge beredter gewesen, als wenn es darauf ankam, seinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängstigt — —

Nun dann, Merville! Sie öfnen, auch wider Willen, mein Herz; ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen ist das, was mich noch unglücklich macht: Sie sind dahin, und ich habe meinen Schmerz

überwunden. — Aber ausgegangen bin ich von den Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menschheit, einen Blick auf die Natur geworfen. — — O liebster Freund! Um ruhig zu seyn, muß der Mensch nicht denken; er muß nur träumen. Es ist nirgends Ruhe für ihn, als in der Vergessenheit seines Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die sich in der Natur regt, und sie hört auf in Zerstörung: Ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude, und es wird zur Stimme der Wehklage: Ich sehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wohllust, und indem ich sehe, wird sie Zuckung der Todesangst. — Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das

Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. — Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaßnen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fuß tritt: Du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir auffliegt: Du warst Nerve eines empfindenden Wesens, und erzittertest vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daß ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelsten Begriffen gelitten; ich vermisse in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts ist mir übrig geblieben, als die schreckende Idee einer Allmacht. — — Sie streckten Ihre Hand, Merville, gegen diese blühenden Thä-

ler aus, als ob ihr Anblick schon Widerlegung wäre: Aber auch diese Schönheit, dieß Leben, das sich hier regt — Aus Verwesung ist es hervorgegangen, und in Verwesung wird es zurücksinken. — Für mich ist nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich sind Sie! — Aber warum war denn vormals diese Natur, die Ihnen jetzt so öde scheint, der Gegenstand Ihres Entzückens? — Erinnern Sie sich, wie Sie einst hier an der Seite Ihrer Thereſe saßen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor sich sahen? wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere mich's, Merville. Es waren die Tage meiner Glückseligkeit, diese so schnell vorübergeeilten Tage. — Eine Phantasie, zu lauter Freude gestimmt; — o, wie leicht kann sich die aus einer Wüste ein Elysium schaffen!

Kann das wirklich die Phantasie? — Nun, dann kann sie mehr, diese Zauberinn; dann kann sie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elysium eine Wüste schaffen. — Wollen Sie Ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fortgeht, welche ihr der Anstoß unsrer Empfindungen gab, und sich dann, mit ihrem einseitigen Fluge, so weit von der Wahrheit verirrt? — Mäßigen Sie durch Vernunft diese Ausschweifungen! Werfen Sie, nach jenen partheyischen, noch einen dritten unpartheyischen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finstrer Kummer wird sanfte Schwermuth; Ihr Widerstreben gegen ein feindseliges Schicksal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — — Sollt' ich läugnen, daß Elend in der Natur ist? Sollt' ich läugnen, daß der Gedanke des Todes fürchterlich sey? Ich würde meinem innersten Gefühl widerspre-

chen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verschont mich nicht, so wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht ergreift er den schwachen furchtsamen Greis noch gewaltiger als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, daß das Leben Freuden hat? überschwängliche Freuden? Sie, der Sie ihrer selbst aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten: wollten Sie undankbar seyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat also seine Freuden?

Seine kurzen, seine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind sie kürzer, sind sie geträumter, als unser Elend? — War die Thräne der Wohllust, die hier in Ihren Augen schimmerte, als Sie sich an Thereſens Seite und glücklich sahen; war sie weniger wirklich, als diese Thräne der Wehmuth, die

jetzt in eben diesen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch diese Thräne versiegen? — Das Daseyn hat seine Freuden, seine wirklichen, mannichfaltigen Freuden: und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude des Elends, ob das Leben des Todes werth sey? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie kann ich es finden? — Das Elend des Menschen liegt vor mir da, in seiner ganzen unendlichen Größe, in seiner ganzen namenlosen Mannichfaltigkeit: aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe sind sie! wie unvollkommen!

So denkt man immer in der Stunde des Unmuths, des Kummers! — Ich könnte sagen, daß vielleicht das Leben von Tausenden unendlich glücklicher ist, als das Ihrige; aber nein! Ich bleibe bey Ihrem eignem Leben. — Sie glauben also, Sie hatten der Freuden so wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiß bin?

Sie betrügen sich, Chevreau.

Das heißt, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andere Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder Vergnügen ankömmt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschluß wird sie mir da herausreißen.

Auch denk ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterinn ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangne, nicht über das Zukünftige richten. — — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über Ihr Leben; einen Schatten, der alles entstellt, alles verfinstert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtniß hervorspränge,

nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen da stünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden: und die Zukunft — Was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punkt, zu einem Leben erweitert. Sie geben Ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig dauren wird, so müsse auch diese seine Folge gleich ewig dauren. — Bey einer so unglücklichen Fassung, da alles Uebel, was Sie betroffen, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich vor Ihnen steht, da die Bilder der genossenen Freuden so sparsam und trübe hervorschimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel: wie können Sie sich da auf den Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie entscheiden, ob die Freuden das Elend ersetzen? das Leben des Todes werth sey? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müßte, Sie zu tief zu verwunden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun so hören Sie dann! Ich wünschte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen sagen: „Chevreau, mich gereut meines Rathschlusses. Ich will dein Leben machen, wie das Leben von Tausenden ist. Sieh hier deine Gattinn wieder, deine Thereſe! Sieh auf ihren Armen den Liebling wieder, dessen Leben ihr Tod war.“ — Und wenn Sie dann, außer sich vor Entzücken, an ihren Busen sänken; wenn Sie mit dem ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Menschengestalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt ich nach den ersten Stürmen der Freude ein ruhigers Lächeln erwarten, wollte Sie bey der Hand fassen und wollte sagen: Chevreau, wessen ist mehr in der Natur? der Freude oder des Elends? Und wie bald würde sich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum sichtbaren Nebel würden diese Wolken zerfließen, die jetzt mit einer so schrecklichen Nacht Ihr Leben decken!

— Aber wäre denn dadurch dieß Leben, oder wäre bloß die Ansicht, die Vorstellung davon verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie sie war? und könnten Sie oder irgend ein Sterblicher voraus wissen, wie Ihre Zukunft seyn würde? — Chevreau, wollt ich noch einmal sagen: ist diese Empfindung der Wohllust werth, daß man auch Elend ertrage? Und wie leicht, wie geringe würde dieß Elend werden! Wie schnell würde die Waagschale, die es jetzt mit so überwiegender Last zu Boden drückt, in die Höhe steigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir! Aber da ich nun jenes nicht sagen kann, mit der Stimme der Allmacht; versuchen Sie, wie viel Gewalt Ihre Vernunft hat! Stehen Sie bey dem gegenwärtigen Augenblick stille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunft wird so nicht seyn, wie Ihr jetziger Schmerz sie darstellt: aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hineindichtete, würde Sie kränken, würde Ih-

nen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehlichen und der väterlichen, dünken. Sehen Sie also bloß ins Vergangne! Bestreben Sie sich nach Unpartheylichkeit in der Schätzung! Untersuchen Sie, wessen da mehr war, des Vergnügens oder des Kummers? —

Welch ein Gespräch, worein Sie mich zogen! — O Merville! Wie sehr ist immer das, was ich antworten soll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabscheue den Undank: und soll ich nun selbst ein Undankbarer werden? nur einer scheinen? — Nein, mein Freund! Nein, ich will sagen, daß ich der Freuden viel hatte.

Nur sagen, wenn Sie's nicht denken? —

Ich wills sagen, weil ichs auch denke. — Und gewiß! Der Gott, der mir diesen Oden gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie sehen, wie gern ichs bekenne.

Sie müssen es auch bekennen. Denn hatten Sie keine Freuden, woher der Kummer über Ihren Verlust? Oder waren dieser Freu-

den so wenig; woher das Uebermaaß Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schätzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie schätzen? Bloß nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeiten? —

Wie anders, wenn ich sie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: daß wir immer mit unsern Begriffen Grenzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich alles vermischt, alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wohllust als Schmerz; Schrecken hat seine süßen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Schwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinern Empfindung das

Herz; Noth giebt Gefühl unsrer Kraft, unsres Werthes; Träume von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau; so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bey einer Fassung, wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der ich unglücklich war! mich, der ich alles verlor, was auch Sie verloren, und ein Herz hatte, das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr partheyisch gegen den Himmel machen, nicht übermäßige Freude, nicht übermäßiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist Ruhe. Mit dieser Ruhe seh ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählig mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, in so weit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des

Wurms, weil sie eben der Gott schuf, der auch mich ins Daseyn rief: und nun, Chevreau — Wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die Sie meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die ich trete, ist Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir auffliegt, war empfindende Nerve? Süße Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wohllust, als dem Schmerze gezittert. — — Ich sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum muß Tod in der Natur seyn?

Ich weiß, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn muß, werden Sie sagen — —

Nun ja! Dann muß nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende in eben der Natur, worinn auch unsre Freuden sich gründen. — Aber ob Leben seyn müsse? Das, Chevreau; das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieses Leben seyn müsse, kein andres? warum eben diese Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unendlichem Jammer ausgesetzte Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzertrennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andere seyn kann? — Nein, Chevreau! diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andre

entgegensetzen: Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückseligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? Von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun so sehen Sie dann! Sehen Sie, in welche Widersprüche Sie sich verwickeln! in welche Widersprüche sich jeder verwickelt, der anfängt mit Gott zu rechten. — Unsre Freuden wollen wir haben, gerade diese unsre eignen Freuden, gebunden an diese unsre eigne Natur, uns werth geworden durch diese unsre eigne Empfindung: aber diese unsre Natur nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor

unsern Richterstuhl ziehen? — Kein Wort mehr von diesem Einwurfe! Er ist zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat also seine Freuden, seine großen überschwänglichen Freuden; wir Undankbaren vergessen den größten Theil derselben bey der Berechnung; eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich; es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daß sie uns diese Natur gab und keine andre, daß sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt diesen größten Gedanken vergessen! — sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntniß unsrer selbst, die Erkenntniß der Welt und des Schöpfers: Und wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan seines

Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau; immer erscheint uns noch der Tod als ein bloßes Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt er nicht mehr seyn, als das? Sollt er nicht auch Vater des Guten seyn? Urheber von Glückseligkeiten, die ohne ihn nicht statt finden würden?

Urheber von Glückseligkeiten? Der Tod? — Wie es alle Uebel in der Natur sind. — Sie sehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schooß dieser Wolken schläft Zerstörung bey Fruchtbarkeit, Heil bey Verderben. Und wenn wir Acht gäben, Chevreau; — sollte sich nicht eben das auch bey diesem schrecklichsten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel und dieser jähe Sturm, der den Staub durchs Thal treibt: sie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Lassen Sie uns den

Schutz unsrer Wohnung suchen! Lassen Sie uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herabströmenden Regengüssen unsre Betrachtungen über den Tod, unsre Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben so anbetungswürdig ist, als in dem lieblichsten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln heraufsteigt.

Die Fortsetzung künftig.

Ende des ersten Theils.

Zusatz.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bey der Wahl des Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem Philosophen scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt, gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der Welt das ganze gemengte Publikum, wo der eine mehr für diese, der andre mehr für jene Gegenstände ist, der eine mehr diesen, der andre mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabey zu beobachten, daß nichts mit unterliefe, was für irgend einen, der schon zu dem feinern gebildetern Theile des Publikums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muß, so konnten die Briefe über Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platze stehen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Dieses aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen statt finden mögten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, däucht mich, daß der Verfasser in dem Charakter der Emilie einen sehr wesentlichen Zug übersehen habe. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten: daß sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden, und das zwar von einem Manne, der so viel zu bedeuten hat, und wenn er

Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz. Aber eigentlich entsteht wohl diese so große Schüchternheit aus dem Bewußtseyn, wie wenig sie sich selbst bey dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sich schon anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freylich, weil sie in Emiliens eignen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster Gedanke auf ihre Mutter, erst der zweyte auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bey ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr

aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der diese Neigung in ihr erweckt hat. Eben hieraus nun erklärt sich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äußert. Es ist völlig eben die Furcht, die sie anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nachher, da sie ihn in Dosalo unvermuthet wiedersah, so schüchtern, so ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Akt, kann er sagen, haben mich bey der Beurtheilung dieses Charakters irre geführt. Auch ist keine Rede der Emilie, die sich nicht so verstehen ließe, wie ich sie verstanden habe. Die Züge, wodurch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweydeutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, gegen

den sie sich aus einem weit allgemeinern Grunde so schüchtern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist dieser Umstand im Charakter so wichtig, und hat auf die Hauptscene des Stücks einen so großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben werden. In Nebensachen erläßt man dem Dichter eine zu ängstliche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwickelung gern; aber über einen so wesentlichen und zur Einsicht ins Ganze so unentbehrlichen Punkt sollte er völlig bestimmt seyn. Man bedenke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen sehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer sehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, vielmehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickel-

te, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenschaft ist; daß die That, derentwegen sie ihn in Verdacht hat, auch wenn sie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äußerst verabscheuungswürdig zeigt; daß endlich die Absicht bey dieser That, die sie nur allzuwohl vermuthet, ihr die schändlichste Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein so frommes und sittsames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilie, so frisch nach der Entdeckung dieser That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlasse die Entscheidung dem Leser, wer bey diesen Gründen und Gegengründen das meiste Recht haben mag; ob der Verfasser der Briefe oder der Dichter?

Was ich sonst bey der Herausgabe dieser Schrift noch zu erinnern habe, betrifft die veränderte Einrichtung derselben. Die ganze Schuld davon fällt allein auf mich, der ich

mich zu lange von dem Orte des Drucks entfernet hatte. Hoffentlich wird es ziemlich gleichgültig seyn, ob man zwey Bände zu achtzehn, oder drey Bände zu zwölf Bogen erhält.

D. H.

Druckfehler.

S. 94. Z. 13. statt Materie l. Materien

— 107. = 16. — gehoeneckten l. gehonnecken

— 115. = 13. — oft selbst ohne daß er ꝛc. l. ohne daß er oft selbst ꝛc.

— 116. = 3. — mit den Worten l. mit dem Worte

— 122. = 1. — könnte l. konnte

— 131. = 18. — Einfluß l. Einfluß genug

— 142. = 12. — von ihm l. von dem Prinzen

— 160. = 12. — Kastanien l. Kastanienbäume

Der

Philosoph

für die Welt.

Herausgegeben

von

J. J. Engel.

Zweyter Theil.

Leipzig 1777.

Zu finden in der Dyckischen Buchhandlung.

Zwanzigstes Stück: Der arme Jakob, der genug hat. Aus einem amerikanischen Almanach. S. 89

Ein und zwanzigstes Stück: Briefe über Emilia Galotti; vierter Brief. 101

Zwey und zwanzigstes Stück: Von den verschiedenen Racen der Menschen; dem Herausgeber gütigst mitgetheilt von Herrn Professor Kant in Königsberg 125

Drey und zwanzigstes Stück: Die Wissenschaften; eine Allegorie nach dem Plato. 165

Vier und zwanzigstes Stück: Hylas und Phylonaus. Ein Gespräch über die Immaterialität der Seele. 172

Fünf und zwanzigstes Stück: Das Zaubermahl. 181

Vierzehntes Stück.

Traum des Galilei. *)

Galilei, der sich um die Wissenschaften so unsterblich verdient gemacht hatte, lebte jetzt in einem ruhigen und ruhmvollen Alter, zu Ar-

*) Galilei ward zweymal vor die Inquisition in Rom geladen, weil er das System des Kopernikus vertheidigte, das der heiligen Schrift entgegen schien. Das zweytemal saß er lange gefangen und in größter Ungewißheit wegen seines Schicksals; endlich gab man ihn unter der Bedingung frey, daß er nicht aus dem Herzogthume Florenz weichen sollte. Seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, die er theils allein, theils mit andern zugleich

cetri im Florentiniſchen. Er war bereits ſeines edelſten Sinnes beraubt, aber er freute ſich dennoch des Frühlings; theils um der wiederkehrenden Nachtigall und der duftenden Blüthen willen, theils um der ſüßen Zurückerinnrung willen, die er an ehemalige Freuden hatte.

Einſt, in ſeinem letzten Frühling, ließ er ſich von Viviani, ſeinem jüngſten und dankbarſten

machte, ſind diejenigen, deren in dieſem Traume erwähnt wird. Er lebte nach ſeiner letzten Gefangenſchaft auf ſeinem Landhauſe zu Arcetri, verlor ſein Geſicht, und genoß in den letzten Jahren bis an ſeinen Tod der Geſellſchaft des Viviani, der nachher ſein Leben beſchrieb und ſeinen Namen nie anders als mit dem Zuſatze zu unterzeichnen pflegte: Schüler des Galilei. Mit dieſen wenigen Anmerkungen wird in dem nachfolgenden Aufſatze hoffentlich nichts mehr dunkel ſeyn. Umſtändlichere Nachrichten findet man in Montucla Hiſtoire des Mathematiques, Heumanns Acta Phil. und andern bekannten Büchern.

Schüler, in das Feld um Arcetri führen. Er merkte, daß er sich für seine Kräfte zu weit entfernte, und bat daher im Scherz seinen Führer, ihn nicht über das Gebiet von Florenz zu bringen. Du weißt, sagte er, was ich dem heiligen Gericht habe geloben müssen. — Viviani setzte ihn, zum Ausruhen, auf eine kleine Erhebung des Erdreichs nieder; und da er hier, den Blumen und Kräutern näher, gleichsam in einer Wolke von Wohlgeruch saß, erinnerte er sich der heißen Sehnsucht nach Freyheit, die ihn einst zu Rom, bey Annäherung des Frühlings, befallen hatte. Er wollte jetzt eben den letzten Tropfen Bitterkeit, der ihm noch übrig war, gegen seine grausamen Verfolger ausschütten, als er schnell wieder einhielt, und sich selbst mit den Worten bestrafte: Der Geist des Kopernikus möchte zürnen.

Viviani, der noch von dem Traum nicht wußte, auf den sich Galilei bezog, bat ihn um

Erläuterung dieser Worte. Aber der Greis, dem der Abend zu kühl und für seine kranken Nerven zu feucht ward, wollte erst zurückgeführt seyn, eh er sie gäbe.

Du weißt, fieng er dann nach einer kurzen Erholung an, wie hart mein Schicksal in Rom war, und wie lange sich meine Befreyung verzögerte. Als ich fand, daß auch die kräftigste Fürsprache meiner Beschützer, der Medicis, und selbst der Widerruf, zu dem ich mich herabließ, noch ohne Wirkung blieben, warf ich mich einst, voll feindseliger Betrachtungen über mein Schicksal und voll innrer Empörung gegen die Vorsehung, auf mein Lager nieder. — So weit du nur denken kannst, rief ich aus, wie untadelhaft ist dein Leben gewesen! Wie mühsam bist du, im Eifer für deinen Beruf, die Irrgänge einer falschen Weisheit durchwandert, um das Licht zu suchen, das du nicht finden konntest! Wie hast du alle Kraft deiner Seele dran gesetzt, um hindurch

zur Wahrheit zu brechen, und sie alle vor dir zu Boden zu kämpfen, die verjährten mächtigen Vorurtheile, die dir den Weg vertraten! Wie karg gegen dich selbst hast du oft die Tafel geflohn, nach der dich gelüstete, und den Becher, den du ausleeren wolltest, von deinen Lippen gezogen, um nicht träge zu den Arbeiten des Geistes zu werden! Wie hast du mit den Stunden des Schlafs gedarbt, um sie der Weisheit zu schenken! Wie oft, wenn alles um dich her in sorgloser Ruhe lag und den ermüdeten Leib zu neuen Wohllüsten stärkte; wie oft hast du vor Frost gezittert, um die Wunder des Firmaments zu betrachten! Oder in trüben umwölkten Nächten beym Schimmer der Lampe gewacht, um die Ehre der Gottheit zu verkündigen und die Welt zu erleuchten! — Elender! Und was ist nun die Frucht deiner Arbeit? Was für Gewinn hast du nun für alle Verherrlichung deines Schöpfers und alle Aufklärung der Menschheit? — Daß der

Gram über dein Schicksal die Säfte aus deinen Augen trocknet; daß sie dir täglich mehr absterben, diese treusten Gehülfen der Seele; daß nun bald diese Thränen, die du nicht halten kannst, ihr dürftiges Licht auf ewig vertilgen werden!

So sprach ich zu mir selbst, Viviani, und dann warf ich einen Blick voll Neids auf meine Verfolger. — Diese Unwürdigen, rief ich, die in geheimnißreiche Formeln ihren Aberwitz und in ehrwürdigs Gewand ihre Laster hüllen, die zur schnöden Ruhe für ihre Trägheit sich menschliche Lügen zu Aussprüchen Gottes heiligten, und den Weisen, der die Fackel der Wahrheit empor hält, wüthend zu Boden schlagen, daß nicht sein Licht sie in ihrem wohllüstigen Schlummer stöhre; diese Niederträchtigen, die nur thätig für ihre Lüste und das Verderben der Welt sind: wie lachen sie, in ihren Palästen, des Kummers! wie genießen sie, in unaufhörlichem Taumel, des Lebens!

wie haben sie dem Verdienste alles geraubt; auch das Heiligste seiner Güter, die Ehre! wie stürzt vor ihnen andächtig das Volk hin, das sie um die Frucht seiner Aecker betrügen, und sich Freudenmahle von dem Fett seiner Heerden und dem Most seiner Trauben bereiten! — Und du, Unglücklicher! der du nur Gott und deinem Berufe lebtest, der du nie in deiner Seele eine Leidenschaft aufkommen liessest, als die reinste und heiligste für die Wahrheit, der du, ein besserer Priester Gottes, seine Wunder im Weltsystem, seine Wunder im Wurm offenbartest; mußt du jetzt auch das Einzige missen, wornach du schmachtest? das Einzige, was selbst den Thieren des Waldes und den Vögeln des Himmels gegeben ist — Freyheit? Welches Auge wacht über die Schicksale der Menschen? Welche gerechte unpartheyische Hand theilt die Güter des Lebens aus? Den Unwürdigen läßt sie alles an sich reißen; dem Würdigen alles entziehen!

Ich klagte fort, bis ich einschlief; und alsbald kam es mir vor, als ob ein ehrwürdiger Greis an mein Lager träte. Er stand und betrachtete mich mit stillschweigendem Wohlgefallen, indessen mein Auge voll Verwundrung auf seiner denkenden Stirne und den silbernen Locken seines Haupthaars ruhte. — Galilei! sagte er endlich, was du jetzt leidest, das leidest du um Wahrheiten, die ich dich lehrte; und eben der Aberglaube, der dich verfolgt, würde auch mich verfolgen, hätte nicht der Tod mich in jene ewige Freyheit gerettet. — Du bist Kopernikus! rief ich, und schloß ihn, noch eh er mir antworten konnte, in meine Arme. — O sie sind süß, Viviani, die Verwandschaften des Bluts, die schon selbst die Natur stiftet; aber wie viel süßer noch sind Verwandschaften der Seele! Wie viel theurer und inniger, als selbst die Bande der Bruderliebe, sind die Bande der Wahrheit! Mit wie seligen Vorgefühlen des erweiterten Wirkungs-

kreises, der erhöheten Seelenkraft, der freyen Mittheilung aller Schätze der Erkenntniß, eilt man dem Freund entgegen, der an der Hand der Weisheit hereintritt!

Siehe! sprach nach erwiederter Umarmung der Greis, ich habe diese Hülle zurückgenommen, die mich ehemals einschloß, und will dir schon itzt seyn, was ich dir künftig seyn werde — dein Führer. Denn dort, wo der entfesselte Geist in rastloser Thätigkeit unermüdet fortwirkt; dort ist die Ruhe nur Tausch der Arbeit: eigenes Forschen in den Tiefen der Gottheit wechselt nur mit dem Unterricht, den wir den spätern Ankömmlingen der Erde geben; und der Erste, der einst deine Seele in die Erkenntniß des Unendlichen leitet, bin Ich. — Er führte mich bey der Hand zu einer niedergesunkenen Wolke, und wir nahmen unsern Flug in die unermeßliche Weite des Himmels. Ich sah hier den Mond, Viviani, mit seinen Anhöhen und Thälern; ich sah

die Gestirne der Milchstraße, der Plejaden und des Orions; ich sah die Flecken der Sonne und die Monden des Jupiters: alles, was ich hienieden zuerst sah, das sah ich dort besser mit unbewaffnetem Auge, und wandelte am Himmel, voll Entzückens über mich selbst, unter meinen Entdeckungen, wie auf Erden ein Menschenfreund unter seinen Wohlthaten wandelt. Jede hier durcharbeitete mühvolle Stunde ward dort fruchtbar an Glückseligkeit, an einer Glückseligkeit, die der nie fühlen kann, der leer an Erkenntniß in jene Welt tritt. Und darum will ich nie, Viviani, auch nicht in diesem zitternden Alter, aufhören nach Wahrheit zu forschen: denn wer sie hier suchte, dem blüht dort Freude hervor, wo er nur hinblickt; aus jeder bestättigten Einsicht, aus jedem vernichteten Zweifel, aus jedem enthüllten Geheimniß, aus jedem verschwindenden Irrthum. — Siehe! Ich fühlte dieß alles in jenen Augenblicken der Wonne; aber auch nur dieß Ein-

zige, daß ich es fühlte, ist mir geblieben: denn meine zu überhäufte Seele verlor jede einzelne Glückseligkeit in dem Meer ihrer aller.

Indem ich so sah und staunte, und mich in dessen Größe verlor, der dieß alles voll allmächtiger Weisheit schuf, und durch seine ewigwirksame Liebe trägt und erhält, erhob mich das Gespräch meines Führers zu noch höhern Begriffen. — Nicht die Grenzen deiner Sinne, sagte er, sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu dir herüberschimmert; noch viele tausende leuchten, deinem Blick unbemerkbar, im endlosen Aether: und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Sphäre, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert; wo nur Bahnen möglich waren, da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich glücklich fühlen konnten, da wallen Wesen! Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendli-

chen, wo der sparsame Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben: und durch diese ganze zahllose Mannichfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung; ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie; unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar, was sag ich dir das schon itzt, Galilei? Denn diese Seligkeiten faßt doch ein Geist nicht, der noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfieng, sich zu erheben!

Er mag sie nicht fassen, rief ich, diese Seligkeiten, nach ihrer ganzen göttlichen Fülle;

aber gewiß, er kennt sie, Kopernikus, nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freuden schafft nicht, schon in diesem irrdischen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt, in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß hervorgeht, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt, voll unendlicher Schönheit! — Erinnre dich, der du selbst so tief in die Geheimnisse Gottes schauest und den Plan seiner Schöpfung enthüllest; erinnre dich jenes Augenblicks, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnre dich, als nun alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkner Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschauest, und

deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, mein Führer! Auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sies nicht: warum sähn wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? — —

Die Wolke, die uns trug, war zurück zur Erde gesunken, und ließ sich jetzt, wie es mir dünkte, auf einen der Hügel vor Rom nieder. Die Hauptstadt der Welt lag vor uns; aber voll tiefer Verachtung streckt ich aus meiner Höhe die Hand hin, und sprach: Sie mögen sich groß dünken, die stolzen Bewohner dieser Paläste! weil Purpur ihre Glieder umhüllt, und Gold und Silber auf ihren Tafeln das Kostbarste beut, was Europa und Indien tragen! Aber, wie der Adler auf die Raupe im Seidengespinnst, so sieht auf diese Blöden der Weise herab; denn sie sind Gefangne an ihrer Seele, die über das Blatt nicht hinaus

können, an dem sie kleben, indessen der freye Weise auf seine Höhen tritt und die Welt überschaut, oder sich auf Flügeln der Betrachtung hinauf zu Gott schwingt, und unter Sternen einhergeht.

Da ich so sprach, Viviani, da umwölkte sich mit feyerlichem Ernst die Stirn meines Führers; sein brüderlicher Arm sank von meinen Schultern herab, und sein Auge schoß einen drohenden Blick bis ins Innerste meiner Seele. — Unwürdiger! rief er; so hast du sie schon auf Erden gefühlt, jene Freuden des Himmels? Hast deinen Namen herrlich gemacht vor den Weisen der Nationen? Hast sie alle erhöht, deine Seelenkräfte, daß sie bald freyer und mächtiger fortwirken im Erkenntniß der Wahrheit, eine Ewigkeit durch: und nun dich Gott würdigt, Verfolgung zu leiden, nun dir deine Weisheit Verdienst werden soll, und dein Herz sich mit Tugenden schmücken, wie dein Geist mit Erkenntniß:

nun ist es ohne Spur vertilgt, das Gedächtniß des Guten, und deine Seeleempöret sich wider Gott? — — Hier erwacht' ich von meinem Traum, sah mich aus aller Herrlichkeit des Himmels in mein ödes Gefängniß zurückgeworfen, und überschwemmte mit einer Fluth von Thränen mein Lager. Dann erhob ich, mitten durch die Schatten der Nacht, mein Auge und sprach: O Gott voll Liebe! Hat das Nichts, das durch dich etwas ward, deine Wege getadelt? Hat der Staub, dem du Seele gabst, hat er auf die Rechnung seiner Verdienste geschrieben, was Geschenke deiner Erbarmung waren? Hat der Unwürdige, den du in deinem Busen, an deinem Herzen nährtest, dem du so manchen Tropfen Seligkeit reichtest aus deinem eigenen Becher; hat er deiner Gnaden und seiner Vorzüge vergessen? — Schlage sein Auge mit Blindheit! Laß ihn nie wieder die Stimme der Freundschaft hören! Laß ihn grau werden im Kerker! Mit willigem Geist soll ers

tragen, dankbar gegen die Erinnerung seiner genoßnen Freuden und selig in Erwartung der Zukunft!

Es war meine ganze Seele, Viviani, die ich in diesem Gebete hingoß; aber nicht das Murren des Unzufriednen, nur die willige Ergebung des Dankbaren hatte der Gott vernommen, der mich zu so viel Seligkeit schuf; denn siehe! Ich lebe hier frey zu Arcetri, und nur heute noch hat mich mein Freund unter die Blumen des Frühlings geführt.

Er tappte nach der Hand seines Schülers, um sie dankbar zu drücken; aber Viviani ergriff die seinige, und führte sie ehrerbietig an seine Lippen.

Funfzehntes Stück.

Das Weihnachtgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht, warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freygebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden, und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als du dieses dir machen kannst."

„Ich habe es dir schon mehrmalen gesagt: Ein wenig Athen oder ein paar Federstriche, die wir für unsre Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sahe, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig und redte schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden helle, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm, um klüger

zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es liest; so ist es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Weg des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: Ich hab es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen."

„Unsre Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Kopien von guten Originalen malt. Jene sind ihre eignen Empfindungen, ihre eignen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lektüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Kopien nur als Schulen — so nennen sie ihre Uebungsstücke — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen: Schlechte bleiben dabey stehen und gründen darauf ihren ganzen Ruhm."

„Es kommt also alles darauf an, das, was andre aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende alles zurückbringen — so anzusehen, als ob wir es aus unsern eignen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen wir erst einem andern nachdenken lernen. Das ist also der zweyte Schritt, den du zwar auch schon versucht hast, den du aber nun noch be-

herzter thun mußt: Werde aus einer Leserinn zu einer Schriftstellerinn! Wenn du liesest, so sondre den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz, und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bey jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis du dir mit ein paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind, als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen."

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken seyn; du wirst in kurzem deine eigenen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die elektrischen Funken. Wenn die Seele einmal

in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat; so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigener über. Ehe man sichs versieht, kommt aus dem eignen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke hervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch es, mein Kind; denn ich bin bey deinen Fähigkeiten gewiß, daß es dir glücken muß: und hat es dir nur einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

V.

Sechszehntes Stück.

Der Habicht.

„Verdammter Dieb!“ — schrie der hypochondrische Tuff, als vor unsern Augen ein Habicht auf ein Küchlein herabschoß und es erwürgte. — Sein äußerst ängstlicher Ton machte mich lachen. Es war, als ob er die diebische Klaue an seinem eigenen Herzen fühlte.

Freund! fieng ich an, wenn Sie auf alles, was junge Hühner stiehlt, so ergrimmt sind, so möcht ich wissen, wie Sie sich selbst ertragen. Denn wohl bedacht, sind Sie der schlimmste Habicht im Lande. — Tuff, wie man wissen muß, lebte bey seiner Brunnenkur, wie ein anderer Law oder Neuton, von nichts als Hühnern. Alles andere Fleisch, sagte sein Arzt, wäre zu schwer, und Gemüse wären zu blähend.

Er fand, daß ich Recht hatte, und ward noch ängstlicher, als zuvor. — Schlimm genug, sagte er endlich, daß ich armer schwächlicher Mann ohne Hühner nicht leben kann!

Das kann der Habicht auch nicht, mein lieber Tuff. Was Ihnen der Arzt verbeut, das hat ihm selbst die Natur verboten. Ihm bekommt kein Gemüse.

Dieser Grund war zu einleuchtend und setzte den Habicht zu genau in den eigenen Fall unsers Tuffs, als daß er noch hätte weiter können. Er sah sich ausdrücklich nach der Stelle um, wo der Fang geschehen war, und that dem Räuber eine Ehrenerklärung. — Aber, fieng er nun an; die Natur! die Natur! Und dann rechnete er mir mit einer wundernswürdigen Fertigkeit des Gedächtnisses — ob er gleich alles Gedächtniß glaubte verloren zu haben — eine Menge von Räubthieren her, die er aus allen Elementen und allen Himmelsstrichen zusammen brachte. Ist nicht die

Natur, schloß er endlich, eine grausame Mutter? Zeigt sich nicht ein offenbarer Widerspruch in ihren Werken und Anstalten?

Ein Widerspruch, lieber Tuff? — Sie bedenken nur nicht, was dann folgen würde. Mit Widersprüchen könnte ja die Natur nicht bestehen.

Warum nicht? — Sie besteht, wie trotz allen seinen Krankheiten mein Körper besteht; und Krankheiten sind ja auch nichts anders, als Widersprüche in der Maschine.

Aber Ihr Körper vergeht auch, indeß die Natur — —

Der Mann war zu krank, um mir Recht zu lassen. Er kehrte von einem Wege, auf dem er kein Fortkommens sah, plötzlich zurück, und fieng von vorn wieder an. — Wozu denn nun, fragte er, dieser liebreiche Instinkt der Henne, ihr Ey zu bebrüten, das herausgebrütete Küchlein zu wärmen, zu füttern, zu locken, zu schützen, wenn da oben in seiner

Höhe ein gieriger Räuber lauert, es mit seinen durchdringenden Augen ausspäht, und auf pfeilschnellen Flügeln herabschießt, es zu erwürgen? — Wenn das nicht Widerspruch in der Natur ist! — —

Es sey einer! Ich gebe nach, lieber Tuff. — Aber wenn Sie manchmal die unangenehme Empfindung haben, als ob Sie läuten hörten: wo vermuthen Sie dann, daß dieß Läuten ist? Auf dem Thurme oder in Ihrem Kopfe?

Sonderbar! Es ist freylich in meinem Kopfe.

Und woher, glauben Sie, daß es kommt?

Von der Schwäche meiner Nerven vermuthlich.

Nun also! Die Anwendung gemacht! — Auch jene Widersprüche sind einzig in Ihrem Kopfe, und entstehn von der Schwäche Ihrer Vernunft.

Das kann seyn, sagte Tuff; ich wills glau-

ben. — Aber wahrlich, mein Freund! — und er holte aus voller Brust einen Seufzer — bey so schwachen Nerven, wie ich sie habe, wär es besser, lieber gar nicht zu leben. Man wird sein Leben nur durch widrige Empfindungen inne. — Und bey so ohnmächtigen Kräften unsrer Vernunft; wär es da nicht auch besser, lieber keine zu haben? Man merkt ja kaum, daß man sie hat, als durch Zweifel und Unruhen.

Wie spricht denn aber Ihr Arzt, wenn Sie ihm Ihre Zufälle klagen?

Muth! Muth! spricht er immer.

Sehr recht! Denn auf Muth kommts nur an. — Mit etwas mehr Vertrauen zu Ihren Kräften und einem etwas fleißigern Gebrauch dieser Kräfte, würden Sie bald — nicht zu einem völlig gesunden, aber doch zu einem ganz erträglichen Leben kommen. Mit der Vernunft, lieber Tuff, ists das Gleiche. Sie darf ihren Kräften nur trauen, und darf sie nur unermüdet gebrauchen; so wird sie gewiß

— nicht zu einer ganz zweifelfreyen, aber doch zu einer ganz beruhigenden Einsicht kommen. — Um mit dem vorhabenden Fall einen Versuch zu machen; tragen Sie Ihren Widerspruch einmal vor!

Braucht es das noch? Ist es nicht klar, was ich will? — Wenn ich von der Einen Seite die Natur betrachte; o da ist alles so mütterlich, so weise, so gütig! Ich finde die vortreflichsten Anstalten zur Erhaltung ihrer Geschöpfe, die sorgsamste Verwahrung der innern Quellen des Lebens, die schicklichsten Werkzeuge zum Ausspähen und zum Ergreifen der Nahrung, unaufhörliche Thätigkeit aller Elemente Nahrung hervorzubringen, unerschöpflichreiche Werkstätten der Erzeugung, mächtige Instinkte, den Müttern und Jungen zur Erhaltung der Gattung eingeprägt: aber von der andern Seite? — o, da ist alles wieder so wild, so fürchterlich, so tyrannisch! Ich sehe so viel mördrische, nach Blute lechzende, zum Blut-

vergießen gerüstete Thiere; sehe so viel Rachen und Klauen gewaffnet, so viel Gewebe und Gruben bereitet, so viel Stachel und Zungen vergiftet, daß meine ganze Vernunft daran irre wird, und mein ganzes Herz nicht weiß, soll es mehr Vergnügen oder mehr Abscheu empfinden.

Versteh ich Sie, lieber Tuff? Sie wollen sagen, daß es die Natur fast so arg macht, als der Herr dieses Landguts. — Die Gegend umher war ihm zu offen, zu öde; er wünschte den Prospekt durch ein schattichtes Wäldchen zu schließen, maß ein unfruchtbares Stück Land ab und säte Fichten darauf. Jetzt, da die jungen Bäume pfeilgerade neben einander aufgeschossen sind und den lieblichsten Schatten bieten; was thut er? Er schickt Arbeiter drüber, legt allenthalben eine unbarmherzige Axt an, und läßt weit über die Hälfte des Waldes niederhauen. — Eben so nun, glauben Sie —

Nicht doch! Nicht doch! rief Tuff. Je-

ner Aushau ist nothwendig, selbst zur Erhaltung des Waldes. Wenn alles so ins Wilde hineinwüchse, so würde bald nichts mehr wachsen; denn Eins würde das Andre ersticken. Wir würden am Ende ein weit kleineres Wäldchen haben, und dieses Wäldchen weit unvollkommner.

Meynen Sie doch? Nun, so wäre ja eben dieß ein Beweis, daß oft ein Zweck durch Mittel erreicht wird, die ihm anfangs durchaus entgegenschienen. — Lassen Sie uns jetzt vor allen Dingen den Zweck der Schöpfung suchen! — Worinn setzen Sie ihn? In ihre todten oder in ihre lebendigen Werke?

In die letztern, versteht sich.

Also, wenn eben die Erhaltung des Lebens, die Stärke des Lebens, die Fülle des Lebens jene Aufopferungen nothwendig machte; so wäre die Natur völlig gerechtfertiget? Nicht? — Denn Sie wollen doch so viel Leben, als

nur bestehen kann? Und wollen doch dieses Leben so gesund, so blühend, als möglich?

Wie anders? — Wenn ich das Leben als Zweck will, so muß ich auch viel Leben wollen, und glückliches Leben.

Gut, lieber Tuff! Wir bevölkern also alle Himmelsstriche, alle Elemente mit Leben. Wo wir nur irgend ein Nahrungsmittel in der leblosen Natur finden, da setzen wir eine Thierart hin, die es genieße. Nicht wahr?

Allerdings! —

Mithin behalten wir alle die Thierarten bey, die sich von Gras, von Kräutern, von Wurzeln, von Hölzern, von Blumen, von Blättern, von Moos, allenfalls auch von den überflüßigen Säften der andern Thiere nähren. Meynen Sie nicht?

Ohne Zweifel! —

Hingegen alle Raubthiere schaffen wir fort; alle blutgierigen Tyger verbannen wir; alle Gruben der Ameislöwen schütten wir zu; alle

hinterlistigen Spinneweben stäuben wir aus allen Winkeln der Natur rein heraus?

Ganz recht! Rein heraus, rief er freudig.

Aber die Habichte, Tuff? — Die ungefiederten wenigstens!

Nein, auch damit fort! Laß sie Gemüse essen! Auch mit den Iltissen fort! Aus jedem Eye muß nun ein Küchlein, und aus jedem Küchlein ein Huhn werden —

Recht! Oder dann und wann auch ein Hahn! Damit wir noch mehr Leben bekommen, und glückliches Leben.

Nun ja wohl! Auch ein Hahn. Das versteht sich. — O ich fange an, mich in die Natur, wie sie jetzt wird, zu verlieben. Dieses ungestöhrte Glück aller Geschöpfe, diese holdselige Eintracht, dieser tiefe, unschuldige, allgemeine Frieden — —

Schön! Allerdings! Aber wir wollen doch mit der Vernunft einmal zusehn, was wir hier mit der Einbildung gemacht haben. — Wär

es Ihnen denn recht, lieber Tuff, daß kein andrer lebendiger Laut in der ganzen Natur erschallte, als Hahnengekräh und Hühnergeschrey? — Denn wenn alle die Hähne der ersten Generation zum Buhlen und alle die Hühner zum Brüten kommen, so sehen Sie wohl, daß schon bey der zehnten dieß eine Geschlecht viele andern verdrängt haben muß. — Oder sähen Sies lieber, daß ohne Unterlaß eine allgemeine Seuche einbräche, die jede Thierart auf das rechte Verhältniß zurücksetzte, wobey jede bestehen könnte?

Warum das? Ich sehe die Nothwendigkeit nicht. — Schränken Sie nur die gar zu große Vermehrbarkeit der Thiere ein, und die Schwierigkeit ist gehoben.

Gehoben? So, daß sieben andre entstehen. — Denn mit jener Vermehrbarkeit, Freund; wie viel Thätigkeit, Vergnügen, Geselligkeit hört da auf! Und wenn nun Krankheiten kommen; wenn Revolutionen der leblosen Natur

die Geschlechter verwüsten: Soll es Jahrhunderte dauren, ehe die Lücke sich wieder ausfüllt? ehe der Abgang des Lebens und der Glückseligkeit in der Schöpfung wieder ersetzt wird?

Krankheiten? Revolutionen? — sagte er nachdenkend.

Sie stocken schon, seh ich. — Doch gesetzt, daß Sie auch hiewider noch Mittel fänden: die Thiere können doch nicht ewig so fortleben? Die Kräfte der Natur müssen sich doch endlich erschöpfen?

Nun ja! Erschöpfen freylich, nur nicht gewaltsam in der besten Blüthe vertilgt werden.

Aber wenn sie sich nun erschöpfen? — Wir bekommen da eine unendliche Menge von Leichnamen; denn, wie wir wissen, so ist die Natur einer unbegreiflichen Menge Lebens fähig, und so viel Leben soll doch da seyn, als nur immer bestehen kann. — Was fangen wir mit diesen Leichnamen an?

Was die Natur damit anfängt! — Wir

übergeben sie der Verwesung, lassen die zerstöhrten organischen Theile sich in ihre Elemente auflösen, befruchten damit den entkräfteten Erdboden, treiben neue Früchte und Nahrungsmittel zur Erhaltung jeder Nachwelt heraus; und so im Kreislaufe fort!

Wenn nur das nicht Zeit brauchte, mein Freund! Wenn nur diese Auflösung das Werk eines Augenblicks wäre! — Erinnern Sie sich, wie es uns neulich dicht am Fichtenwäldchen ergieng? was für schnelle Beine Sie da bekamen?

O ums Himmels willen! rief Tuff, indem er mit abgewandtem und vor Ekel ganz verzerrtem Gesichte zurücktrat; an was erinnern Sie mich? Wissen Sie, daß mir das scheußliche Bild noch jetzt den Athem versetzt? daß ich die ganze Nacht durch — —

Stille! Stille davon! Wo ich Sie ins Erzehlen Ihrer Zufälle lasse, so ists um unser Gespräch gethan, und das wäre doch Schade. —

Sie sehn also nun, daß unsre zu weichherzige Güte Grausamkeit wird; daß wir den Thieren die Luft, die sie einathmen, verpesten, sie tausend unangenehmen und schmerzhaften Empfindungen aussetzen, und ihnen endlich ein frühes Grab bereiten. Sie sehen, daß wir über dem gar zu ängstlichen Schonen des Lebens zu wirklichen Verschwendern des Lebens werden, und die Welt, die wir zum Paradiese verschönern wollten, zu einem Kerker von Calcuta *) verschlimmern. — Sehen Sies nicht, lieber Tuff? —

Nicht so recht! Sie überschleichen mich, deucht mir. — Ich habe Ihnen nur so viel Leben eingeräumt, als zusammen bestehen könnte. Setzen Sie also gleich anfangs nicht mehr, als daß keine Fäulniß, keine Verpestung der Luft zu besorgen stehe.

*) Wo die eingesperrten Engländer in ihren eigenen Dünsten ersticken mußten. S. Ives Reisen.

Aber wenn ich das setze — können Sie wissen, auf welche geringe Anzahl Sie das Leben nun einschränken? Oder ist es nicht bloßer Eigensinn, zur Verhütung alles Mordes, die Zahl der Wesen, die sich ihres Daseyns freuen und glücklich seyn können, so sehr vermindern zu wollen? — Sterben müssen sie doch, die Thiere: und wer sagt Ihnen denn, daß der gewaltsame Tod nicht, eben so wie er der kürzeste ist, auch der leichteste sey? —

Der leichteste? Man stirbt noch leichter, denk ich, vor Alter, wo Sterben nur Einschlummern heißt. — Und kommts denn nur darauf an, leicht zu sterben? Nicht auch, glücklich zu leben? Werden die Thiere denn nicht zum Leben, nur zum Tode gebohren?

Aber sie dürfen nicht alle sterben. Wir sind schon einig über den Punkt.

Er stand stille und überlegte ein wenig. — Schon einig? Wir sinds noch nicht! rief er aus. — Wie, wenn selbst der Anblick beym

Wäldchen mir hier zu statten käme? Wie, wenn die Natur ihre Anstalten wider die Verpestung bereits gemacht hätte? —

Die möcht ich kennen. Die wären? — —

O erinnern Sie sich! — Jene zahmern Raubthiere, die sich aus der Luft, aus den Wäldern, aus dem Staube herzufinden, die aus den Ruinen der todten Körper selbst zu Legionen gebohren werden, ihre in Fäulnis übergehenden Säfte sogleich wieder in frische verwandeln, und der Erde kaum andre Befruchtungstheile lassen, als die reinern, gesündern, die von ihnen selbst, als lebendigen Thieren, abgetrieben und ausgedunstet werden. — Sollten nicht diese Thiere zur Reinigung der Luft, und mithin zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit hinlänglich seyn?

Nein! Denn auch sie werden Leichen. Es ist kein Grund vorhanden, warum wir nur sie von der Begnadigung ausnehmen wollten. — Und wenn also auch sie sterben, so kommt ja

das Uebel, das wir vermeiden wollten, zurück, obgleich freylich ein wenig später.

Sey es! Es kommt zurück; aber vermindert. Das Thier hat bey seinem Leben mehr körperliche Theile verzehrt, als es bey seinem Tode zurücklässt. — Und eben darum, dächt ich, wenn wir für jene Schwärme andre und wieder andre ersännen, und wieder: endlich müßten wir dann so weit kommen, daß der eigentlichen unmittelbaren Verwesung nur wenig, ganz wenig bliebe.

Sehr fein! In der That! — Nur mögt ich dann einsehen, warum wir neulich davon liefen? Jene Thiere, die der Verpestung vorbeugen sollen, waren doch so zahlreich vorhanden!

Ja! Aber der scheußliche Anblick — —

O nicht doch! Seyn Sie aufrichtig, Freund! Wenn der Anblick scheußlich war, so war ers nur, weil er an die Atmosphäre erinnerte. Das Gesicht an sich ist nicht ekel. — Und wo

mir recht ist, so fuhren wir mit der Hand nach der Nase, nicht nach den Augen?

Er ward auf einmal stille, und blickte nieder. — Sie sehen, sagte er, wie erstaunlich schwach jetzt mein Kopf ist.

Verzeihn Sie! Nur die Sache war schwach. Wer klüger als die Natur seyn will, der zieht freylich den Kürzern. — Sie geben mir also zu, daß wir die Welt durch unsre Einrichtung unendlich verschlimmert haben? —

Es scheint wohl nicht anders.

Nun gut! So müssen wir sehn, wie wir helfen. — Ich wüßte hier freylich ein Mittel, ein meines Bedünkens sehr heilsames Mittel: allein — ob Sies billigen werden? — —

Lassen Sie hören! Warum nicht? —

Die Vortheile zwar, die wir erhielten, wären unendlich. Wir ließen nicht nur unsern fruchtfressenden Thieren ihre ganze Vermehrbarkeit, ließen nicht nur Millionen, die nach unserm

ersten Plan würden gefehlt haben, gebohren werden, und doch alle ihr Daseyn genießen, alle Freude empfinden und Freude hervorbringen: wir brächten auch noch mehr Leben, noch mannichfaltigeres, höheres, wirksameres Leben in die Natur, das ohne dieß Mittel durchaus nicht da seyn würde.

Und wie das? Wodurch das? — rief er ganz ungeduldig.

Durch — durch eben das, was die ganze Natur erhält; durch Kräfte, die einander entgegenkämpfen, einander das Gleichgewicht halten, in richtigem Verhältnisse neben einander fortdauern, und immer kämpfen und sich immer das Gleichgewicht halten.

Durch Einführung der Raubthiere, wollen Sie sagen.

Wie anders? — Sollte wohl ein so schwaches und kurzsichtiges Geschöpf, wie der Mensch, auf wahrhaftigweise Mittel gerathen können, die der allsehende Schöpfer nicht schon

lange vor ihm gekannt und angewandt hätte? Ist auch nur der schwächste Schimmer von Licht in unsrer Seele, den nicht unsre Finsternis von ihm, als der einzigen Quelle des Lichtes, aufgefangen hätte? Kann unser Verstand etwas anders, als seiner Herrlichkeit nachsehn? — — Kurz, wir setzen den Menschen in die Natur, daß er täglich Millionen Leben zerstöhre und sogleich wieder in Lebenssäfte verwandle; wir lassen für jede fruchtfressende Thierart auf Erden, in der Luft, in Flüssen, im Meer, im Staube, in allen bewohnten Elementen und Himmelsstrichen Räuber zu, die immer für tausend und mehr Leichen nur Eine geben, ja zum Theil wieder andern zur Nahrung dienen, ehe sie selbst noch zu Leichen werden. Was dann übrig bleibt, das geben wir jenen Thieren und Würmern, die von gefallenen Körpern leben, zum Raube. — Der Mensch, so wie er das Haupt der thierischen Schöpfung ist, so ist er auch das wichtigste

Mittel ihrer Erhaltung; denn sein Geschlecht ist sehr zahlreich, er bringt sein Leben sehr hoch, er raubt durch alle Gattungen durch, er hat die Vernunft, seine Todten zu verbrennen, oder in die Erde zu scharren, und wenn ihm der Leichen von andern Thieren zu viel werden, auch diese. — So und nicht anders, mein Freund — —

Ich seh es. Sie haben Recht, fiel er mir ein. Der Schöpfer hat wahrlich wohl gethan — und er lächelte — daß er seine Welt schuf, ohne meinen Rath zu erwarten. Die Vortheile einer solchen Einrichtung sind in der That ganz unendlich. — Wir bringen nun alle die zahllosen Geschlechter der Raubthiere in die Natur, erlauben den fruchtfressenden Thieren mehr Vergnügen der Liebe, der Begattung, der Jungenpflege, ziehen immer neuen Anwachs zum schnellen Ersatz des Verlorenen an, bringen mehr Geselligkeit, mehr Thätigkeit in die Welt, erhalten die Thiere bey einer

reinern Luft gesünder, fröhlicher, muntrer, geben den Raubthieren diese schärferen Sinne, dieses wärmere Blut, diese höhere Wirksamkeit, die ihr Leben um so viel Stufen höher setzt, als das Leben der andern Thiere. — In diesem Ton fuhr er fort, und sprach mit einer Wärme, mit einer Beredsamkeit! — daß ich aufmerksam ward und ihn ansah.

Ihre Kur, rief ich, hat Wirkung gethan. Wie hälts um die Krankheit, mein Freund?

Sie war im Nu wieder da. Der Kopf sank ihm matt auf die Schulter; die Füße erschlappten ihn kaum; es war der elendeste Mann.— Einbildung! Einbildung! rief ich: Und ob er dem gleich aus aller Macht widerstritt, so gab ihm doch die Erfahrung, die er so unvermuthet von seinen Kräften gemacht, und mein vortheilhaftes Zeugnis darüber, einen sichtbaren Trost. Ich hoffe, der gute Mann soll noch werden.

Hätte ihm der Arzt nicht alle Beschäfftigung

unterſagt, ſo würde ich ihm ein Büchlein empfohlen haben, das dieſe Materie mit viel Gründlichkeit abhandelt und eine der vortrefflichſten Apologien der Vorſehung iſt. Meinen nicht hypochondriſchen Leſern will ichs doch nennen; es ſind die philoſophiſchen Betrachtungen über die thieriſche Schöpfung.*) Eine Schrift, die eben ſo unterhaltend durch die gewählteſten Beobachtungen, als unterrichtend durch die wichtigen Geſichtspunkte iſt, worein dieſelben geſtellt werden. Auf allen Seiten wird Gott verherrlicht, die Vorſehung gerechtfertigt, das Herz beruhigt. — Um die, die es noch nicht kennen mögten, zu reizen, will ich eine Stelle herſetzen, die ohngefähr das Reſultat von den Unterſuchungen des Verfaſſers enthält.

„Leben, ſagt er, iſt eine Glückſeligkeit, und der Wille des Schöpfers iſt, daß unzählige

*) Aus dem Engliſchen. Leipzig, 1769.

Schaaren dieser Glückseligkeit genießen sollen. Unter einer Menge von Welten hat er auch diejenige erschaffen, die wir bewohnen; eine Welt, die mit Bergen und Ebnen abwechselt, durch Flüsse und Seen erfrischt, durch Pflanzen und Bäume geschmückt, durch die Strahlen der Sonne erleuchtet und erwärmt wird; eine Welt, wo unsichtbare Ursachen die Elemente, die mit allen Principien des Lebens geschwängert sind, in beständigem Umlauf erhalten; wo die Pflanzen, durch geheime noch wunderbarere Kräfte, diese reichen Schätze der Elemente an sich ziehen, auffammeln und sie zur Erhaltung der thierischen Schöpfung zubereiten; eine Welt — denn so unendlich groß ist die Mannichfaltigkeit und die Anzahl der Gattungen — wo jedes Ding in eine lebendige Substanz gleichsam verwandelt, und alle natürlichen Kräfte, jede Begebenheit und jedes Wesen, durch ewige und unveränderliche Gesetze, zur Hervorbringung und Erhaltung

des Lebens nutzbar gemacht wird; eine Welt, wo, wenn die Arten sich vervielfältigen, es dazu geschieht, den Verlust leicht wieder zu ersetzen, dem ihre Hinfälligkeit sie bloßstellt, und wenn sie sich einander aufreiben, wenn ihr Daseyn in gewisse Grenzen eingeschränkt ist, dieses geschieht, das Uebermaaß in ihrem Anwachse zu verhüten. — Die große Absicht, auf die der ganze Plan der Schöpfung gerichtet ist, besteht in der Vollständigkeit und Erhaltung des thierischen Systems. Es giebt allgemeine Gesetze, die jede Klasse der Geschöpfe antreiben, diese Absicht zu befördern; und diese Gesetze sind so genau mit einander verknüpft, daß sie nothwendig einander wechselsweise voraussetzen und nach sich ziehen."

Siebzehntes Stück.

Proben Rabbinischer Weisheit.*)

1. „Wer sich der Gerechtigkeit annimmt, richtet das Land auf; wer sich ihr entzieht, ist Schuld an seinem Verderben.“

Rabbi Assi war krank, lag auf dem Bette, von seinen Schülern umgeben, und bereitete sich zum Tode. Sein Neffe trat zu ihm herein, und fand, daß er weinte. — Was weinst du, Rabbi? fragte er. Muß nicht jeder Blick in dein vollbrachtes Leben dir Freude bringen? Hast du etwa das heilige Gesetz nicht genung gelernt, nicht genung gelehrt? Siehe, deine

*) Aus dem Talmud und dem Midrasch gezogen. Die Erzehlungen beziehen sich auf Sprüche der Schrift, die eben darum voranstehn.

Schüler hier sind Beweise vom Gegentheil. Hast du etwa versäumt, Werke der Gottseligkeit auszuüben? Jedermann ist eines Bessern überführt. Und die Demuth war die Krone aller deiner Tugenden! Niemals wolltest du erlauben, daß man dich zum Richter der Gemeine wählte, so sehr auch die Gemeine es wünschte. — Eben das, mein Sohn, antwortete Rabbi Assi, betrübt mich jetzt. Ich konnte Recht und Gerechtigkeit unter den Menschenkindern handhaben, und aus mißverstandener Demuth hab ich es unterlassen. „Wer sich der Gerechtigkeit entzieht, ist Schuld an dem Verderben des Landes.“

2. „Den Menschen und dem Viehe hilft der Herr.“

Auf seinem Zuge, die Welt zu bezwingen, kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und we-

der Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brodt vor. — Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande wohl auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten mögte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bey uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwey Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, nicht den darinn verborgenen Schatz: und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wiederneh-

men. — Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft, als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, sammt allem was darinn verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz.

Der Richter wiederhohlte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hätte, und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? Nicht? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heyrathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heyrathsgute bekommen. — Alexander schien betroffen. Ist etwa mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. — O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. — Wie würde denn die Sache in eurem Lande ausgefallen seyn? fragte jener. — Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beyde Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen

haben. — Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwundrung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! Giebt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherley Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in eurem Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdientet es nicht.

3. Das erste Weib.

Gott schuf der Weiber Erste
Nicht aus des Mannes Scheitel,
Daß sie nicht eitel würde;
Nicht aus des Mannes Augen,
Daß sie nicht lüstern würde;
Nicht aus des Mannes Zunge,
Daß sie nicht schwatzhaft würde;
Nicht aus des Mannes Ohren,
Sie horchte sonst nach allem;

Nicht aus des Mannes Händen,
Sie griffe sonst nach allem;
Nicht aus des Mannes Füßen,
Sie liefe sonst nach allem:
Er schuf sie aus der Ribbe,
Der unbescholtnen Ribbe;
Doch haben ihre Töchter
Von jedes Gliedes Fehler
Ein kleines Theil bekommen.

4. „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz, denn köstliche Perlen.“

Einen solchen Schatz hatte Rabbi Meir, der große Lehrer, gefunden. Er saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwieß das Volk. Unterdessen starben seine beyden Söhne, beyde schön von Wuchs und erleuchtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie, trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Ehebette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichna-

me. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. — Wo sind meine Söhne, fragte er, daß ich ihnen den Segen gebe? — Sie sind in die Lehrschule gegangen, war ihre Antwort. — Ich habe mich umgesehen, erwiederte er, und bin sie nicht gewahr worden. — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths,*) trank und fragte abermals: Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Wein des Segens? — Sie werden nicht weit seyn, sprach sie, und setzte ihm vor zu essen. Er war guter Dinge, und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: Rabbi, erlaube mir eine Frage! — So sprich nur, meine Liebe! antwortete er. — Vor wenig Tagen, sprach sie, gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben? —

*) Eine Ceremonie der Juden beym Ein- und Ausgange eines Festtages, und vornehmlich des Sabbaths.

Dieß sollte meine Frau nicht erst fragen, sprach Rabbi Meir. Wolltest du Anstand nehmen, einem jeden das Seine wiederzugeben? — O nein! versetzte sie; aber auch wiedergeben wollte ich, ohne dein Vorwissen, nicht. —— Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. — Ach meine Söhne! jammerte der Vater; meine Söhne === und meine Lehrer! Ich habe euch gezeugt, aber ihr habt mir die Augen erleuchtet im Gesetze. — Sie wendete sich hinweg, und weinte. Endlich ergrif sie ihn bey der Hand und sprach: Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wiederzugeben, was uns zur Verwahrung vertraut ward? Siehe, der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Namen des Herrn sey gelobet! — Der Namen des Herrn sey gelobet! stimmte Rabbi Meir mit ein. Wohl heißt es: „Wer ein tugendhaft Weib gefunden, hat einen größern Schatz,

denn köstliche Perlen. Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit, und auf ihrer Zunge ist holdselige Lehre."

5. Unterredung eines Weltweisen mit einem Rabbi.

Ein Weltweiser sprach zu einem Rabbi: Euer Gott nennet sich in seiner Schrift einen Eiferer, der keinen andern Gott neben sich dulden kann, und giebt bey allen Gelegenheiten seinen Abscheu wider den Götzendienst zu erkennen. Wie kommt es aber, daß er mehr die Anbeter der Götzen, als die Götzen selbst zu hassen scheint? — Ein gewisser Fürst, antwortete der Rabbi, soll einen ungehorsamen Sohn haben. Unter andern nichtswürdigen Streichen mancherley Art hat er die Niederträchtigkeit, seinen Hunden des Vaters Namen und Titel zu geben. Soll der Fürst auf den Prinzen, oder soll er auf die Hunde zürnen? — Wenn aber Gott die Götzen ausrottete, erwiederte

jener, so würde weniger Gelegenheit zur Verführung seyn. — Ja, versetzte der Rabbi, wenn die Thoren bloß Dinge anbeteten, an welchen weiter nichts gelegen wäre. Allein sie beten auch Sonne, Mond, Gestirne, Flüsse, Feuer, Luft, u. d. g. an. Soll der Schöpfer, um dieser Thoren willen, seine Welt zu Grunde richten? Wenn jemand Getraide stiehlt und es einsäet; soll das Getraide nicht aufschießen, weil es gestohlen ist? Soll eine sündliche Beywohnung darum nicht fruchtbar seyn, weil sie sündlich ist? O nein! der weise Schöpfer läßt der von ihm selbst so wohlgeordneten Natur ihren Lauf. Der Unvernünftige, der sie mißbraucht, wird schon zur Rechenschaft gefordert werden.

Wider die Vergeltung nach dem Tode machte ihm der Weltweise folgenden Einwurf. Wenn Leib und Seele getrennt sind, wem wird die Schuld der begangenen Sünden zugerechnet? Dem Leibe wahrlich nicht; denn

dieser liegt, wenn die Seele Abschied nimmt, wie ein Erdklos da, und würde, ohne die Seele, auch nie haben sündigen können. — Und die Seele? Ohne das Fleisch würde sie sich eben so wenig mit der Sünde befleckt haben. Sie schwebt in der reinsten ätherischen Luft, so bald sie durch den Leib nicht mehr an die Erde gefesselt ist. Welches von beyden soll also der Gegenstand der göttlichen Gerechtigkeit seyn?

Die Weisheit Gottes, antwortete der Rabbi, kennet zwar allein die Wege seiner Gerechtigkeit. Indessen ist dem Sterblichen zuweilen vergönnt, auf die Spur davon zu kommen. Jener Hausherr hatte in seinem Obstgarten zween Sklaven, davon der eine lahm und der andere blind war. Dort sehe ich köstliche Früchte, sprach der Lahme zum Blinden, an den Bäumen hangen. Nimm mich auf deine Schulter; wir wollen davon brechen. Dieß thaten sie und bestahlen ihren Wohlthäter, der

sie, als unbrauchbare Knechte, bloß aus Mitleiden ernährte. Er kam und stellte die Undankbaren zur Rede. Jeder schob die Schuld von sich, indem der Eine sein Unvermögen, die Früchte zu sehen, der Andere sein Unvermögen, zu ihnen hinanzukommen, vorschützte. Was that aber der Hausherr? Er setzte den Lahmen auf den Blinden, und strafte sie in der Lage ab, in welcher sie gesündiget hatten. — So auch der Richter der Welt mit des Menschen Leib und Seele.

6. Der Lehrer und der Schüler.

Der Lehrer. Du willst die Buße verschieben? — Wohl! So lange es dir gefällt. Nur beßre dich Einen Tag vor deinem Tode!

Der Schüler. Weiß ich den Tag, wann ich sterben werde?

Der Lehrer. Wenn du diesen nicht weißt, so ist kein anderer Rath, als heute noch anzufangen.

7. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“

Wer seinen Gott so liebet, wird die Schuldigkeit einsehen, ihm für das Böse, das er uns wiederfahren läßt, eben so inbrünstig zu danken, als für das Gute. — Unter der tyrannischen Regierung der Griechen ward einst den Israeliten bey Lebensstrafe verboten, in ihrem Gesetze zu lesen. Rabbi Akiba hielt gleichwohl öffentliche Versammlung, und unterwieß im Gesetze. Ihn fand Pappus, Sohn Juda, und sprach: Akiba! Fürchtest du nicht die Drohungen dieser Grausamen? — Ich will dir eine Fabel erzehlen, sprach R. Akiba, die mit unsern Umständen viel Aehnliches hat. Der Fuchs gieng einst am Ufer des Flusses auf und nieder, und sah die Fische bald hier bald dort sich zusammendrängen. — Was lauft ihr

da so ängstlich umher? fragte der Fuchs. — Die Menschenkinder werfen dort ihre Netze aus, antworteten die Fische, und wir suchen ihnen zu entkommen. — Wißt ihr was? erwiederte der Fuchs. Kommt zu mir aufs Trockne! Wir wollen an einen sichern Ort ziehen, wo euch kein Fischer nachstellen soll. — Bist du der Fuchs, war ihre Antwort, den man sonst für das Klügste unter den Thieren hält? Du mußt das Einfältigste seyn, wenn du uns diesen Rath im Ernste ertheilest. Siehe! Hier ist für uns das Element des Lebens. Weil wir hier unsicher sind, räthst du uns, in das Element des Todes zu fliehen? — Die Anwendung, Sohn Juda! ist leicht. Die Lehre Gottes ist für uns Element des Lebens; denn so stehet von ihr geschrieben: Sie ist dir Leben und Länge der Tage. Werden wir gleich in diesem Elemente verfolgt, so müssen wir es darum nicht verlassen und ins Element des Todes flüchten.

Nicht lange, so ward Rabbi Akiba verrathen, in Verhaft genommen und in einen Kerker gesperrt. Aber Pappus, der Sohn Juda, ward auch verläumdet, eingezogen und in dasselbe Gefängniß gesetzt. — Was hat dich hiehergebracht, Pappus? fragte Rabbi Akiba. — O wohl dir, Rabbi Akiba! antwortete Pappus, der du leidest, weil du dich der Lehre Gottes angenommen hast; aber wehe dem Pappus, der leiden muß, weil er sie vernachläßiget hat!

Rabbi Akiba ward zum Tode geführt. Unter den entsetzlichsten Martern, womit sie ihn hinrichteten, kam die Stunde, das: Höre Israel! zu lesen. „Höre, Israel! der Herr, unser Gott, ist ein einiger Gott. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Vermögen.“*) — In der Vorbereitungsandacht

*) Dieses Kapitel der Schrift wiederholt jeder Jude zweymal des Tages, nachdem er sich

unterwarf sich Rabbi Akiba der göttlichen Regierung mit Freude und kindlicher Ergebenheit. Seine Schüler verwunderten sich über diese Fassung seines Gemüths unter solchen Quaalen. — O meine Lieben! sprach ihr Lehrer; zeitlebens habe ich nach der Gelegenheit gehänget, dieses göttliche Gebot halten zu können, den Herrn, meinen Gott, von ganzem Herzen und von ganzer Seele zu lieben. Jetzt, da sie mir geworden, muß ich sie nicht vernachläßigen. Er weilte so lange bey den Worten: ein einiger Gott! bis sein Geist ihn verließ. Und eine Stimme ließ sich vom Himmel vernehmen: Wohl dir, Akiba, dessen Geist sich unter solchen Worten emporschwang! Gehe ein zu der ewigen Seligkeit, die hier dein Lohn ist!

D.

Die Fortsetzung künftig.

---

durch Vorbereitungsgebete dazu angeschickt hat.

Achtzehntes Stück.

An Herrn Z***

Sie begehen einen Fehler, mein Freund, der sehr verzeihlich ist; denn gewissermaßen hat ihn Sokrates selbst begangen. Sie wollen die Dichtkunst ganz auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen einschränken. Aber Sie begehen noch einen andern Fehler, den Sokrates nicht begieng: Sie wollen auch, daß man das, was Sie für den höchsten Zweck der Dichtkunst halten, in der eignen Theorie derselben zum Grundsatz mache. — Sehen Sie hier die Ursachen, warum ich in beyden Punkten von Ihnen abgehe.

Das dichterische Talent, wie Sie wissen, liegt in einer vorzüglichen Stärke und Vollkommenheit der untern, oder wenn Sie lieber

wollen, der ästhetischen Seelenkräfte. Die Gabe, sich das Abwesende gegenwärtig zu machen, mit bloßmöglichen Vorstellungen sich so zu täuschen, als ob sie Wirklichkeit hätten, fremde oft weitgetrennte Ideen in Verbindung zu bringen, und leicht von allem, was die Neigungen des menschlichen Herzens interessiren kann, gerührt zu werden; mit einem Worte: Phantasie, Fiktionsvermögen, Witz, empfindliches Herz machen den Dichter. Die Schönheiten, die das Genie vermittelst dieser Kräfte hervorbringt, können den Leser nicht beschäfftigen, nicht ergötzen und rühren, ohne daß die ähnlichen Kräfte seiner eignen Seele einen vortheilhaften Eindruck dadurch bekämen. In der geistigen Welt herrscht eben das geheime Verständnis unter den Kräften, das in der physischen herrscht: alle umgebenden ähnlichen Kräfte erwachen, sobald die eine im Spiel ist; alle gerathen in Unruhe, in Thätigkeit: und wie nichts in der Natur plötzlich auf-

hört, ohne Folgen zurückzulassen, so ist auch keine solcher Uebungen fruchtloß für diese Kräfte. Jeder neue Gebrauch dient, in der geistigen, wie in der physischen Welt, zur Erhöhung der Kraft; jede neue Aeußerung macht zu künftigen Aeußerungen der Thätigkeit geschickter. Nicht genug also, wenn wir bey der lebendigen Schilderung eines Dichters unsre Phantasie erhoben fühlen, daß wir nun um dieses Eine Gemälde reicher geworden; nicht genug, wenn wir der Geschwindigkeit seines Witzes folgen, daß wir nun dieses Eine von ihm bemerkte Verhältniß von Ideen kennen; nicht genug, wenn wir von seinen Empfindungen zur innigsten Theilnehmung hingerissen worden, daß wir nun mit diesem Einen Gefühle sympathisirt haben: unsre ganze Phantasie ist nun lebhafter, unser ganzer Witz ist nun schneller, unser ganzes Herz ist nun weicher geworden. Nicht nur dieß Einemal haben die ähnlichen Kräfte unsrer Seele mit-

gewirkt: auch zu künftigem Wirken haben sie mehr Fähigkeit, mehr Trieb, mehr Spannung erlangt.

Eben darinn nun, liebster Freund, würde ich den wahren, den höchsten Endzweck der Dichtkunst suchen. Unsre Glückseligkeit, wie wir alle einig sind, liegt in der Vollkommenmenheit unsrer Natur; unsre Natur besteht aus allen uns anerschaffenen Kräften: und wer also die eine oder die andre erhöht, es sey welche es wolle; der hat zu unsrer Vollkommenheit, zu unsrer Glückseligkeit beygetragen. Es ist eine irrige Vorstellungsart, wenn man sich die Belustigung, die ein Gedicht giebt, entweder bloß als schädlich, oder bloß als Belustigung, ohne Einfluß aufs Künftige, denkt. Sie hat allemal ihren Einfluß, und ihren nützlichen Einfluß; nur daß man freylich auf der einen Seite mehr verderben kann, als man auf der andern Seite gut gemacht hat.

Schließen Sie hieraus weiter auf die wah-

re Vorschrift für die Anwendung der dichterischen Talente! Es ist nicht nothwendig, daß der Dichter allemal auf unmittelbare Beförderung der Tugend, auf unmittelbare Erweckung edler und rechtschaffner Gesinnungen arbeite: das sittliche Gefühl ist nicht das einzige Vermögen der Seele, das er vervollkommnen kann und vervollkommnen soll; es gehört nur mit in die Reyhe mehrerer Kräfte, die alle geübt und erhöht seyn wollen, und die Uebung der einen Kraft schließt nicht nothwendig die Uebung aller andern in sich. — Aber, so wie am Körper der eine Sinn der edlere, höhere ist, der dem Geiste reichere und mannichfaltigere Ideen zuführt; so wie am Körper der eine Sinn zum Nachtheil der andern geübt werden kann; so wie am Körper die Sinne auf die unrechten Gegenstände können gerichtet, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, können verwöhnt werden: eben so ist in der Seele die eine Kraft die edlere, höhere, schätzbarere;

eben so läßt sich in der Seele die eine Kraft zum Nachtheil der andern stärken; eben so können die Kräfte der Seele an den unrechten Gegenständen geübt, zu falschen Wirkungen, die sie nicht haben sollten, verstimmt werden.— Und so, wie man in Ansehung des Körpers, mehr den Sinn des Gehörs, als den Sinn des Geschmacks schärfen, nicht, um den Geruch zu ergötzen, das Auge kränken, nicht die Fibern des Gefühls zu unnatürlichen Kitzelungen verwöhnen soll: eben so soll man, in Ansehung der Seele, zur Unterstützung ihrer edelsten und höchsten Kräfte am liebsten wirken; nicht die untern gegen die höhern empören, nicht den Kräften eine Richtung geben, die wider die Absichten der Natur ist. Der Dichter soll zwar die Einbildungskraft stärken, aber nicht so, daß er die Vernunft zerrütte; er soll den Witz schärfen, aber nicht so, daß die geselligen Tugenden leiden; er soll die Liebe besingen, aber nicht so, daß wir ihren Ausschwei-

fungen, oder wohl gar ihren unnatürlichen Ausartungen Beyfall geben. —

So im Allgemeinen, mein Freund, werden Sie mir meinen Grundsatz hoffentlich gelten lassen; denn eigentlich ist er nichts, als der erweiterte und verbesserte Ihrige: aber bey der Anwendung auf einzelne Fälle mögten wir leicht wieder uneins werden. Eben in dieser Anwendung, deucht mir, ist Sokrates, oder wenn Sie lieber wollen, Plato zu weit gegangen. — Zwar, was die griechische Mythologie betrift, so hatte er für sie einen Gesichtspunkt, der heutiges Tages wegfällt; denn was jetzt zur bloßen poetischen Fiktion geworden, das war damals wirklicher Glaube des Volks: und manche Vorstellungsart konnte also zu jener Zeit einen Einfluß haben, den wir jetzt nicht mehr fürchten dürfen. Allein, auch in Ansehung des Sittlichen scheint mir Plato hie und da vor Irrlichtern zu warnen die bloß in seiner Einbildung schweben; er

scheint mir zu oft das Unmoralische des Gegenstandes mit dem Unmoralischen der Schilderung zu verwechseln. — Doch wir wollten ja nicht die Anwendungen der Regel, sondern nur die Regel bestimmen: und da wir diese bereits gefunden haben, so fragt sich nur noch, wo wir sie hinsetzen wollen? ob in die Theorie der Dichtkunst selbst, oder in die Moral?

Die Moral, wie wir wissen, richtet ihren Blick nicht bloß auf einige, sondern auf alle Kräfte unsrer Natur; sie betrachtet jede in dem Verhältnis, worinn sie zur Vollkommenheit unsers ganzen Wesens steht, und sucht sie alle in diejenige Harmonie zu stimmen, von der unsre Glückseligkeit abhängt. Hingegen die Theorie der Dichtkunst hat einen weit engern Umfang; denn da die Dichtkunst selbst nur auf die untern oder ästhetischen Kräfte der Seele wirkt, so kann auch jene Theorie nur auf diese Kräfte Rücksicht nehmen. Der Gegenstand derselben ist die sinnliche Vollkom-

menheit oder die Schönheit: also bloß diese, insoferne sie durch die Sprache, die das Medium der Dichtkunst ist, erreicht werden kann, ist der eigentliche Gegenstand der Poetik. Will diese Wissenschaft auf mehr, als auf Schönheit, will sie auf Vollkommenheit dringen, die nicht fürs Anschauen kommt, nicht fürs Empfinden gehört, oder wenn Sie mir dieses Kunstwort erlauben wollen, die nicht Phänomen ist; so vergißt sie ihrer eigentlichen Bestimmung, und verirrt sich aus ihren Grenzen.

Es ist mit dem Poetischguten, wie mit dem Poetischwahren beschaffen; die Vernunft, die ins Innre und auf die Folgen sieht, schätzt es nach einem ganz andern Maaßstabe, als die sinnliche Erkenntnis. Was bekümmerts den Dichter, der bloß für die Einbildungskraft schreibt, ob nicht vielleicht der Vernunft, nach einer philosophischen Analyse der Begriffe, die Dinge ganz anders erscheinen, als sie sich jener mahlen? Was fragt er nach Widersprü-

chen, die es nicht unmittelbar für die sinnliche Erkenntniß sind, sondern erst durch mühsames Ueberdenken und Entwickeln herausgebracht werden? — Es mag seyn, daß jenes goldene Zeitalter, worein sich der Dichter versetzt, nicht vorhanden, nicht einmal möglich war; daß sich bey einer so einfachen und bedürfnisfreyen Lebensart, in so kleinen und eingeschränkten Gesellschaften, die Vernunft, die Sitten, die Empfindungen nicht zu so einem Grade verfeinern konnten: was thut das alles dem Dichter, der nur unsre Phantasie täuschen, uns nur in einen angenehmen Traum wiegen, uns nur anziehen, rühren, ergetzen wollte? Hat er den Widerspruch zu verbergen gewußt; ist er seiner Voraussetzung treu geblieben; hat er dem Irrthum die Gestalt der Wahrheit gegeben: so hat er alles gethan, was die Gesetze seiner Kunst von ihm fordern. Fehler wider die Logik mag er in Menge begangen haben; wider die Dichtkunst hat er keinen begangen.

Machen Sie die Anwendung, mein Freund, von dem ästhetischen Wahren auf das ästhetische Gute! Die Dichtkunst fordert weiter nichts, als daß der Dichter nicht unmittelbar das moralische Gefühl beleidige, oder daß er sich vor dem Gegentheil des sittlichen Schönen hüte, welches allerdings eine Hauptquelle des dichterischen Schönen ist. Um die innre sittliche Güte ist sie eben so unbekümmert, als um die innre logische Wahrheit. Mag doch die Vernunft gegen die Empfindungen und Leidenschaften streiten, in die uns der Dichter hineinzieht; mag sie doch die Denkungsart, die wir unvermerkt mit ihm annehmen, als schwärmerisch, als leichtsinnig verwerfen; mag sie doch die Charaktere, Gesinnungen, Handlungen, für die er uns einnimmt, die er uns als gut, als liebenswürdig abzubilden weiß, als falsch, als unwürdig tadeln: was geht das alles die Dichtkunst an, die allein aufs Schöne sieht? allein mit der Empfindung zu

thun hat? die zufrieden seyn muß, wenn der Mangel der sittlichen Güte des Werks nur nicht Phänomen wird, nur nicht in fühlbare sittliche Häßlichkeit ausartet? Der Dichter hat das Seinige gethan, als Dichter; wer ihn verklagen will, muß sich nicht an dem Richterstuhl der Kritik, er muß sich an den höhern Richterstuhl der Moral wenden.

Wenn nun dem so ist, liebster Freund, so kann der Grundsatz, daß der Dichter auf Beförderung der Weisheit und Tugend arbeiten soll, unmöglich in die eigene Theorie der Dichtkunst kommen. Er würde ohne alle Verbindung, nicht als Erkenntnisgrund, sondern als bloße unfruchtbare Maxime da stehn; nicht im Werke selbst, etwa in der Einleitung, im Anhang. Ohngefähr, wie in der Kriegskunst die nicht weniger wichtige Maxime da stehen würde: daß kein Staat den andern bekriegen soll, als zur Vertheydigung seiner Rechte, und zum Schutz seiner Unterthanen. Der gerechte

Krieg wird nicht anders, als wie der ungerechte, geführt; alle kriegerischen Evolutionen geschehen hier wie dort, und dort wie hier: und wenn Folard entscheiden soll, so ist immer Cäsar der ungleich größere Held, als Pompejus, obgleich jener sein Vaterland umzustürzen, dieser es aufrecht zu halten sucht. Eben also wird das sittliche Gedicht nicht anders, als wie das unsittliche, geschrieben; und wenn es bloß auf den Ausspruch eines kritischen Aristarchs beruht, so ist immer Voltaire der unendlichbessere Dichter, als Racine der Sohn ist.

Wird aber dadurch jenen Maximen nur das Geringste von ihrer Wahrheit oder von ihrer Verbindlichkeit entzogen? Ich denke nicht, liebster Freund. Denn was für die Kriegskunst kein Grundsatz ist, das bleibt noch immer einer für den Krieger; was für die Dichtkunst keiner ist, das bleibt noch immer einer für den Dichter.

In theoretischen Wissenschaften, wo man uns die Dinge kennen lehrt, wie sie sind, macht man häufig Absonderungen der Begriffe, die man in die Wirklichkeit selbst nicht hinübertragen kann, ohne in Irrthümer zu fallen. In praktischen Wissenschaften, wo man uns vorschreibt, was zu thun sey, macht man ähnliche Absonderungen; aber in die Wirklichkeit selbst darf man sie gleich wenig hinübertragen. Die Dichtkunst schreibt freylich nur vor, was der Dichter zu thun hat, insoferne er nichts ist, als Dichter: aber ist er denn in der That weiter nichts? Ist er denn nicht auch Mensch? nicht auch Unterthan Gottes? nicht auch Glied der Gesellschaft? nicht auch Bürger des Staats? Und in so fern er dieß alles ist; hat er nicht andre Pflichten, die wichtiger und nothwendiger sind, mit jenen zugleich zu erfüllen? Er kann nie zu sich sagen: Ich will jetzt nichts seyn, als Dichter, unbekümmert um meine andern Verhältnisse! Wenn er diese Verhältnisse

nicht aufheben kann — und wie ist es ihm möglich, daß er sie aufhebe? — so kann er sich auch nicht von den Pflichten, die sie ihm auflegen, freysprechen. Auch würden wir, seine Leser, diese willkührliche Trennung seiner selbst, diese spitzfindige Absonderung seiner Verhältnisse zu ahnden wissen. Insofern er Dichter ist, sind wir nur seine Kunstrichter; aber wir sind auch seine Sittenrichter, insofern er Mensch ist: und wehe ihm, wenn ihm an dem Tadel des Sittenrichters weniger liegt, als an dem Spotte des Kunstrichters!

So wie ich mich hier erklärt habe, mein Freund, bleibt der Unterschied, auf den wir am Ende hinauskommen, nur sehr geringe. In der Sache selbst sind wir nur wenig uneins; es ist beynahe das Nehmliche, was wir von einem Aristoteles wollen vorgetragen haben; wir streiten nur noch, ob er es lieber in der Poetik vortragen soll, oder in der Moral und Politik? Was er gethan hat, wissen Sie

selbst: und wenn es also auf Autoritäten ankommt, so habe ich die meinige, so gut wie Sie die ihrige haben. — Doch wenn Sie auch die Gedanken des Philosophen, von dem Sie in in Ihrem Briefe ausgehn, etwas genauer und in ihrem ganzen Zusammenhange erwägen, so werden Sie finden, daß er eher auf meiner Meynung, als auf der Ihrigen ist, und daß ich seine Ideen nicht sowohl widerlegt, als vielmehr gesammelt und kommentirt habe.

Ich bin, u. s. w.

Neunzehntes Stück.

Elisabeth Hill.

Frau Elisabeth Hill war eine junge und reiche Wittwe zu R*** in Schwaben. — Es hielt sehr schwer, aus ihr klug zu werden; denn die Frau war nie, was sie schien, und ohne Unterlaß war sie anders.

So lange noch in dem Städtchen ein gewisser Hofrath lebte, der ein großer Freund von galanten Lektüren war, that sie vom Morgen bis in den Abend nichts, als Romanen lesen. Da der starb und ein Doktor der Arzeneykunst hinkam, der viel auf Schmäuse und Bälle hielt, gab sie die Bücher auf, und legte sich aufs Putzen und Tanzen. Endlich, da der Landsherr einen sehr frommen Superintendenten an den Ort setzte, der bis dahin

noch keinen gehabt hatte, trug sie sich nicht anders, als aschgrau, und hielt geistliche Konventikel.

Ueber diese plötzliche Veränderung der Frau Hill herrschten unter den Gelehrten der Stadt dreyerley Hauptmeynungen. Der Rektor der Schule, der ein schöner Geist und Mitarbeiter an einem gelehrten Journal war, ward am leichtesten fertig; denn er behauptete: die Frau Hill hätte keinen Charakter, und ließe sich von einem Dichter weder im Roman, noch auf dem Theater brauchen.

Der Superintendent und die andern Geistlichen dachten viel, weder an Theater, noch an Roman. — Die Frau Hill, sagten sie, war ein Weltkind, das anfangs durch Lesen verbotner Schriften nur im Stillen sündigte, dann aber auf dem Wege des Verderbens tiefer hineingerieth, und sich öffentlich durch Springen und Tanzen zur Schau stellte. Jetzt, da sie die Gnade ergriffen, hat sie sich aufrichtig bekehrt.

Der Doktor sah auf den Leib und ganz und gar nicht auf die Seele der Frau Hill, weder kritisch, noch theologisch. — Die Frau, sagte er, hat sich anfangs durch vieles Sitzen beym Lesen und dann durch vieles Nachtschwärmen auf den Bällen verderbt, und dickes Geblüt erzeugt. Ein Paar Aderlässe und im Frühjahr einige Flaschen Selzer sollten ihr gut thun.

Die Herren, wie man sieht, hatten sämmtlich zu einem System geschworen; das will sagen: sie hatten jeder eine gefärbte Brille auf, durch die sie alles auf einerley Art und nichts recht klar sahen. — Gleichwohl, da die übrigen Einwohner sich ihrer Blödsichtigkeit bewußt waren, und in die Brillen der Herren großes Vertrauen setzten; so nahm ein jeder eine dieser Meynungen an, je nachdem er mehr mit diesem oder mit jenem zusammenhieng, oder sonst seine Ursachen hatte.

Der Buchbinder, der an der Menge geistli-

cher Quartanten und Folianten, die er für die Frau Hill zu beschicken hatte, viel Geld verdiente, war der vortheilhaften Meynung der Geistlichkeit, und wünschte ihr aufrichtig Glück zu ihrer Bekehrung.

Der Schneider, der viel verdient hatte, und nun nichts mehr verdiente, trat der härtern Meynung des Doktors bey, und machte aus einem kleinen Ansatz zur Melancholie eine völlige Narrheit.

Der Schuster, der etwa noch die Hälfte verdiente, war der gemäßigten Meynung des Rektors, und bedaurte nur, daß so eine gute Frau, wie die Frau Hill, so veränderlich wäre, und niemals wüßte, was sie recht wollte.

Ein einziger ganz gemeiner Mann in der Stadt, ein Leinewandhändler, der sein natürlich gutes Gesicht durch keine Brille verderbt und auch sonst mit der Frau Hill nichts zu theilen hatte — denn sie trug keine Leinewand, als aus Holland; — dieser war klüger, als alle, und traf glücklich das rechte Fleckchen.

Denn da er einst Sonntags mit den übrigen Bürgern im Gasthoff zusammen kam, und der Buchbinder mit einem andächtigen Seufzer anfieng: die Gnade hätte an der Frau Hill ein Großes gethan; da behauptete der Leinewandhändler ihm ins Gesicht, die Gnade hätte an ihr nichts gethan, ganz und gar nichts. Eben so widersprach er dem Schneider, der sie für wahnsinnig hielt, und dem Schuster, der sein altes Klagelied sang, sie wüßte nie, was sie wollte.

Die Frau, sagte er, weiß gar wohl, was sie will; und wenn ihr guten Leute nicht alle den Staar hättet, so wüßtet ihrs auch. — Sagt mir doch nur: Als der selige Hofrath noch lebte; wer war da der respektabelste Mann hier im Städtchen? Der Hofrath! — Und als der starb und der Doktor herkam; vor wem nahmen wir da am tiefsten die Hüte ab? Vor dem Doktor! — Und als der Landsherr den Superintendenten hersetzte; wer galt da

mehr, als der Doktor? Der Superintendent! — Denkt dem Umstande ein wenig nach, ihr Leute! Da wird sichs finden.

Die Bürger lachten und meynten sämmtlich: so wenig der kleine Leinewandhändler darnach aussähe, so dick hätt ers hinter den Ohren. Dieß freute ihn nun gar sehr: denn er hatte gern, daß man ihm Recht gab. — Ja, setzte er noch mit einem lauten Faustschlag hinzu; laßt den Superintendenten sterben und keinen andern kommen! so wett ich euch Kopf und Kragen, sie geht wieder zum Doktor.

Das geschah nun zwar nicht, aber es geschah etwas anders. Denn der Landsherr, der gar ein gottseliger Herr war, rief den Superintendenten an den Hof, um ihn zum Beichtvater zu machen, und legte bald darauf ein Bataillon Truppen an den Ort, das einen gar stattlichen Mann zum Major hatte. — Es vergieng kein Monat, so speiste der Major bey Frau Hill, und Frau Hill beym Major. Nun

ward des Majors Gemahlinn von der ganzen Stadt, wegen ihrer feinen Gestalt und ihres zierlichen Anstandes, sehr bewundert, wenn sie als Amazone zu Pferde saß. Frau Hill, die sich keiner schlechtern Gestalt und keines unedlern Anstandes bewußt war, hatte flugs ihren Gaul im Stall, und erschien, in Grün mit Gold, an der Seite der Frau Majorinn, als Amazone.

Die Frau hat keinen Charakter! triumphirte der Rektor, als sie die Klasse vorbey ritt.— Die Frau ist aus der Gnade gefallen! seufzte ein Geistlicher, der von einem Krankenbesuche zurückkam. — Die Frau hat diät gelebt und macht sich Bewegung, sagte der Doktor, der mit seiner Morgenpfeife in der Thüre stand; sie wird wieder werden!

So fanden die Herren alle drey in ihrem eigenen System einen Schlupfweg, durch den sie sich aus dem Handel zogen, und was sie von ihren Gedanken hätte abbringen sollen,

bestättigte sie darinn. — Aber der Leinewandhändler trafs wieder besser; denn da ihm Frau Hill vor dem Thor an der Bleiche begegnete, schüttelte er den Kopf und sagte in sich: Sieh! Sieh! Was nicht Eitelkeit thut!

* * *

Lacht über mein Geschichtchen, so viel ihr wollt! Es hat das Verdienst, daß es wahr ist: und wenn ihr Acht gebt, so werdet ihrs mannichfaltig anwenden können.

Zwanzigstes Stück.

Der arme Jakob, der genug hat.*)

Meine lieben Freunde! Die Abgaben sind freylich schwer; und hätten wir nicht mehr, als die zu bezahlen, die uns die Obrigkeit auflegt, so könnten wir leicht damit fertig werden; aber wir haben noch ganz andre, und die den meisten unter uns noch weit mehr zur Last fallen. Unsre Faulheit macht unsre Abgaben doppelt, unsre Eitelkeit macht sie dreyfach, und unsre Thorheit vierfach. Es giebt keinen Landesverordneten, der uns von diesen Abgaben befreyen, oder uns einigen Nachlaß verschaffen könnte. Indessen hört einen guten Rath an: es läßt sich noch etwas für euch

*) Aus einem Amerikanischen Almanach.

thun. Gott hilft denen, die sich selber helfen, sagt der arme Jakob.

Man würde eine Regierung für fehlerhaft halten, die dem Volke auflegte, den zehnten Theil seiner Zeit auf öffentliche Frohndienste zu wenden; aber die Faulheit legt den meisten unter uns noch weit mehr auf. Der Müßiggang verkürzt nothwendiger Weise unser Leben, indem er uns schwächer macht. Der Müßiggang ist ein Rost, der mehr angreift, als die Arbeit selber. Je mehr man einen Schlüssel braucht, je reiner wird er, sagt der arme Jakob. Liebst du nun das Leben, so verderbe die Zeit nicht; denn sie ist das Zeug, woraus das Leben gemacht ist. Wie viel verlieren wir nicht dadurch, daß wir mehr schlafen, als uns Noth thut, ohne daran zu denken, daß der schlafende Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir lange genug im Grabe schlafen werden. Wenn die Zeit das Kostbarste unter allen Dingen ist, so ist die Verschwendung

der Zeit die größte unter allen Verschwendungen. — Faulheit findet alles zu schwer; der Fleiß macht alles leicht. Wer spät aufsteht, der mag den ganzen Tag laufen; am Abend wird er kaum so viel finden, als er bedarf. Denn Fahrläßigkeit geht so langsam, daß Armuth sie bald einholt. Treibe dein Geschäft, damit dein Geschäft nicht dich treibt. Zeitig zu Bett gehen und zeitig aufstehen macht den Menschen klug, reich und gesund, wie der arme Jakob abermals sagt.

Was hilft es, beßre Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Strenge dich an, so werden die Zeiten besser. Fleiß hat nicht nöthig zu wünschen; und wer sich mit Hoffnungen speiset, der stirbt vor Hunger. Es giebt keinen Vortheil ohne Mühe: Ich helfe mir mit meinen Händen fort, weil ich keine Ländereyen habe, und wenn ich welche habe, weil sie mit großen Abgaben beschwert sind. Wer ein Handwerk hat, der hat ein standsmäßiges Vermögen,

und wer Kopf hat, der hat ein einträgliches Ehrenamt. Man treibe also sein Handwerk, und brauche seinen Kopf; sonst reicht Vermögen und Amt nicht zu, unsre Abgaben zu bezahlen. Sind wir arbeitsam, so haben wir immer Brodt; denn der Hunger sieht dem Arbeitsamen nur ins Fenster, ins Haus darf er nicht kommen. Die Gerichtsbedienten kommen ihm auch nicht hinein: denn Aemsigkeit bezahlt die Schulden, aber Muthlosigkeit vermehrt sie. — Du hast keinen Schatz gefunden? kein reicher Verwandter hat dich zum Erben eingesetzt? Recht gut! Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter; Arbeit belohnt Gott. Bestelle dein Feld, wenn der Faule schläft, so wirst du Korn haben, wovon du leben und wovon du verkaufen kannst. Arbeite heute; denn du weißt nicht, was dich morgen daran verhindern kann. — Wenn du dienen müßtest, würdest du dich nicht schämen, wenn dein gütiger Herr dich müßig anträfe? Bist du nicht

dein eigener Herr? Schäme dich also, dich selbst müßig anzutreffen, da du so viel für dich, für dein Haus, für dein Vaterland und für deinen König zu thun hast.

Mich dünkt, ich höre jemand fragen: Soll man sich denn gar keine müßige Stunde erlauben? Ich antworte, wie der arme Jakob: Willst du Muße haben, so wende die Zeit wohl an, und so lange du nicht Herr über eine Minute bist, so verliere keine Stunde. Gute Muße heißt die Zeit, worinn man etwas Nützliches verrichten kann; der Fleißige wird diese gute Muße finden, aber der Fahrläßige erhält sie nimmer. Denn ein Leben voll guter Muße und ein müßiges Leben ist zweyerley. Manche mögten gern von ihrer Geschicklichkeit leben, ohne zu arbeiten; aber sie platzen eher von Mangel als von Ueberfluß. Arbeit hingegen schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. Flieht die Ergetzungen, und sie werden euch nachfolgen. Die fleißige Spinne hat ein großes Gewebe.

Aber Fleiß ist nicht genug; wir müssen auch beständig, nicht läufisch und nicht fahrläßig seyn; wir müssen selbst ein Auge auf unsre Sachen haben, und uns nicht zu viel auf andre verlassen. Denn, wie der arme Jakob sagt, ein Baum, der oft umgepflanzt wird, und eine Familie, die immer herum läuft, gedeihen nicht so gut, als wenn alles an seinem Platze bleibt. — Dreymal umziehen, schadet so viel, als eine Feuersbrunst. — Verlaß deine Werkstatt nicht, so wird deine Werkstatt dich auch nicht verlassen. — Sollen deine Geschäfte gut von statten gehn, so gehe selbst darnach; sollen sie nicht, so schicke darnach. — Wer durch den Pflug reich werden will, muß ihn selbst anfassen oder ihn antreiben. Das Auge eines Herrn schafft mehr, als seine beyden Hände. Nachläßigkeit bringt größern Schaden, als Unwissenheit. — Wer nicht über seine Arbeiter wachet, der läßt ihnen seinen Beutel offen. — In Weltgeschäften hilft Zutrauen weniger, als Mistrauen.

Das sey genug von Arbeit und von Aufsicht auf unsre Geschäfte. Aber zu diesen beyden Dingen muß noch etwas hinzukommen. Wer nicht so zu sparen, als zu gewinnen weiß, der mag die Nase zeitlebens auf dem Mühlstein haben; er wird keine Gerstengrütze hinterlassen. Ist die Küche fett gewesen, so wird die Verlassenschaft mager seyn. Wir haben viel Geld, so wie wir es gewonnen haben, auch wieder verzehrt, seitdem die Weiber über dem Thee das Nähen und Stricken, und die Männer über dem Punsch das Pfropfen und Beschneiden vergessen haben.

Schränkt also eure thörichten Ausgaben ein, so dürft ihr nicht so viel über schwere Zeiten, über drückende Abgaben und über lästige Familien klagen. Denn Weiber und Wein, Spiel und unrichtiger Ueberschlag verringern die Gelder, und vermehren die Bedürfnisse. Mit dem, was ein einziges Laster zu unterhalten kostet, könnte man zwey Kinder unterhal-

ten. Vielleicht glaubt ihr, ein wenig Thee oder Punsch, etwas leckerhaftere Speise, etwas feinere Kleider, und von Zeit zu Zeit einige Lustbarkeiten haben nicht viel zu bedeuten; aber der arme Jakob sagt: Ein leckes Brett kann ein ganzes Schiff versenken.

Ihr habt euch hier zu diesem öffentlichen Verkaufe von allerley Kaufmannsgut und Galanteriewaaren versammelt: ihr nennt dergleichen ein Gut; aber wenn ihr euch nicht in Acht nehmt, so wird es für einige unter euch ein Uebel werden. Denkt an das, was der arme Jakob sagt: Kaufe nur, was du nicht nöthig hast, so wirst du bald verkaufen müssen, was dir unentbehrlich ist. Viele haben sich durch nichts anders zu Grunde gerichtet, als durch ihr wohlfeiles Einkaufen. Scharlach und Seide, Sammt und Atlas löschen das Feuer in der Küche aus.

Der arme Jakob giebt einen sehr guten Rath, wenn er sagt: Der läppische Geschmack

an Putzwerk ist eine gefährliche Thorheit. Eitelkeit ist eine Bettlerinn, die eben so dringend, als die Armuth, aber noch weit unverschämter ist. Habt ihr Ein schönes Stück gekauft, so müßt ihr noch zehn andre kaufen, damit eure ganze Ausstaffirung sich zusammen paßt. Aber, wie der arme Jakob sagt: Wer Eitelkeit zum Mittagsessen hat, bekommt Verachtung zum Abendbrodt; oder: der Stolz frühstückt mit dem Ueberfluß, speißt zu Mittage mit der Armuth, und ißt des Abends mit der Schande.

Welche Thorheit, solcher überflüssigen Dinge wegen Schulden zu machen! Bedenkt, daß ihr, wenn ihr Schulden macht, andern ein Recht über eure Freyheit gebt. Könnt ihr nicht zur rechten Zeit bezahlen, so werdet ihr euch schämen, wenn ihr eure Gläubiger seht; ihr werdet zittern, wenn ihr mit ihnen sprecht, und nach und nach werdet ihr Treu

und Glauben, und die Scham selbst verlieren, und euch durch grobe und niederträchtige Lügen entehren. Denn Lügen ist die zweyte Stufe des Unrechts, und Schulden machen ist die erste. Schulden lassen die Lügen hinter sich aufsitzen. Armuth schlägt die Großmuth nieder. Ein leerer Sack steht nicht gut aufrecht, sagt der arme Jakob abermals.

Was würdet ihr von einem Fürsten oder von einer Regierung denken, wenn sie euch bey Gefängnißstrafe verböten, euch so zu kleiden, wie andre artige Leute? Ihr gebt euch Mühe, unter eine solche Tyranney zu gerathen, wenn ihr euch des Kleiderstaats wegen in Schulden steckt. Euer Gläubiger hat das Recht, sobald es ihm gefällt, euch eurer Freyheit zu berauben. Wenn ihr nicht im Stande seyd ihm zu bezahlen, kann er euch in ein Gefängniß verschliessen, und euch Zeitlebens darinn sitzen lassen. Als ihr euren Kauf schloßt, da dachtet ihr vielleicht wenig an die

Bezahlung; aber die Gläubiger haben ein besser Gedächtnis, als die Schuldner. Die Gläubiger sind Tagewähler, und geben genau auf Termin und Verfallzeit acht. Der Zahlungstag bricht an, eh ihr noch aufgewacht seyd, und die Schuldforderung ist da, eh ihr zur Befriedigung Anstalten gemacht habt. — Vielleicht seyd ihr gegenwärtig in der Verfassung, daß ihr eine kleine Thorheit begehen könnt, ohne daß sie Folgen hat; aber führt gute Haushaltung für das Alter und für die Nothdurft. Die Thorheit des Morgens währt nicht bis auf den Abend. Euer Gewinn kann von kurzer Dauer und ungewiß seyn; aber eure Ausgaben sind gewiß, und dauren so lange ihr lebt. Nun aber ist es leichter, zwey Feuerheerde zu bauen, als auf einem einzigen beständig Feuer zu unterhalten.

Zum Schluß! Erfahrung hält eine sehr theure Schule; es ist aber die einzige, worinn Narren etwas lernen. Denn einen guten Rath kann man wohl geben, aber eine gute Aufführung kann man nicht geben. Wer sich also nicht rathen läßt, dem ist auch nicht zu helfen.

W.

Briefe über Emilia Galotti.

Vierter Brief.

Der Plan der Emilia Galotti ist, deucht mir, ganz sichtbar aus der Geschichte der Virginie entstanden. Sie wissen, mein Freund, daß es in Italien eine Fürstliche Familie Gonzaga gab, deren jüngere Linie sich von Guastalla schrieb: aber wüßten Sie von irgend einem Gonzaga eine Anekdote, aus der sich ein Trauerspiel, wie Emilia, hätte machen lassen? Ich wenigstens — der ich zwar freylich in der Geschichte der kleinen italienischen Häuser wenig bewandert bin, — wüßte keine: und da auch sonst, in der Ausführung der letzten Scenen, offenbahre Rücksicht auf die Ge-

schichte Virginiens genommen worden; so setze ich um so zuversichtlicher voraus, daß der Dichter die so interessante Katastrophe jener Geschichte genommen, und seinen übrigen Plan ausdrücklich dazu erfunden habe.

Die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens darf ich Ihnen wohl nicht erst erklären; Sie werden sie fühlen. Es scheint mir schon immer nicht die leichtere Arbeit des Genies, von einigen einzelnen unbestimmten Ideen anzufangen, und ihnen durch nähere Bestimmung das Leben und die Wirklichkeit erst zu geben, die sie in ihrer dürftigen Allgemeinheit nicht hatten. Auch zweifle ich sehr, ob jemals ein episches Gedicht so gemacht worden, wie der ehrliche Le Bossü es geträumt hat. Das Genie, so viel ich weiß, arbeitet leichter aus der Wirklichkeit heraus, als in die Wirklichkeit hinein; es gelingt ihm besser, dem schon gefundenen Golde Glanz und Form zu geben, als das Gold selbst durch

alchymistischen Proceß erst hervorzubringen. Je mehr schon die Natur, diese beste Werkmeisterinn, ihm in die Hände gearbeitet: desto bündiger, fester, gleicher wird das Gewebe seines Plans; desto voller, blühender, lebendiger wird sein Werk in der Ausführung. Glückliche Sujets, worinn das Wesentliche schon meistens beysammen ist, aus der wirklichen selbst beobachteten Welt gerissen, geben daher immer die Meisterstücke der Dichter. Sie haben hier weiter nichts zu thun, als daß sie den schon vorhandenen Stoff von allen anklebenden Schlacken reinigen, alle unwesentlichen Theile davon abschneiden, oder wenn ihn die Kunst auch in wesentlichen Theilen nicht brauchen kann, ihn aus der Fülle eben der nahen umgebenden Natur, wo sie ihn herausholen, zu ergänzen und zu verschönern suchen.

Noch schwieriger ward, in unserm Falle, das Unternehmen dadurch, daß der Dichter aus der Geschichte der Virginie gerade das Letzte, die Katastrophe heraushob. Es scheint mir ausnehmend mißlich, eine so bestimmte Katastrophe von der Reihe von Ursachen, woran sie in der Natur hing, loßzureissen, und sie an eine ganz verschiedene zu knüpfen. Auf was für eine Verbindung von Umständen man auch verfallen, was für eine Gesellschaft von Charakteren man auch versammeln mag, so wird man immer, wenn man sich dem natürlichen Gange der Handlung überläßt, auf ein etwas anderes Ende damit hinauskommen. Verschiedenheit in den Ursachen wird Verschiedenheit in die Wirkungen bringen; und nachdem sie dort wesentlich oder zufällig ist, wird sies auch hier seyn. Am größten aber scheint mir diese Schwierigkeit dann, wenn die Katastrophe so außerordentlich, so ungewöhnlich, wie hier ist. Ein rechtschaffe-

ner Vater durchbohrt seinem einzigen würdigen Kinde das Herz, weil er sonst kein Mittel hat, es vor der Schande zu retten. Wie entsetzlich, wie einzig ist diese That! Wer sollte nicht glauben, daß sie nur in einem eben so einzigen Falle, unter einer eben so einzigen Verknüpfung von Umständen habe geschehen können? Und wie kühn muß also nicht der Dichter scheinen, der damit ganz aus jener Regierungsverfassung, jenen Verhältnissen und Sitten des alten Roms herausgeht, der sich dazu in einer völlig verschiedenen Welt gleich wahre Veranlassungen aufsucht, sich einen gleich bündigen Zusammenhang von Begebenheiten und Umständen erdichten will, worinn die Katastrophe eben so tief und augenscheinlich gegründet sey, wie in jenen. — Wenn ich bedenke, daß Herr Lessing so sicher der Mann war, der alle diese Schwierigkeiten fühlte, so erstaune ich über den Muth, womit er sich ihnen unterzog: und wenn ich dann sehe, bis

zu welchem Grade er sie überwunden hat, so erstaune ich noch mehr über die Größe der Kraft, die er dazu anwenden mußte. Doch zugleich werde ich unwillig, daß der Mann, der so sicher Genie hat, uns bereden will, er habe keines; wenn andere, die so sicher keines haben, uns durchaus wollen glauben machen, sie hätten welches.

Um den Ausspruch in meinem letzten Briefe zu rechtfertigen, werde ich die Geschichte der Virgine mit der Geschichte der Galotti vergleichen müssen. Die letztere haben Sie gewiß, und vermuthlich auch die erstere, im Gedächtniß; oder wo nicht, so haben Sie Ihren Livius bey der Hand, um sie nachzuschlagen. Ich kann also der Mühe, sie zu widerholen, entübriget seyn.

Livius sieht in dieser ganzen Geschichte nur eine Schwierigkeit; er begreift nicht, mit welchem erträglichen Vorwande Appius sein gesetzwidriges Urtheil beschöniget habe.

Nudum, sagt er, videtur proponendum: decresse vindicias secundum seruitutem. Das kann nun freylich wohl der Geschichtschreiber, aber nicht der dramatische Dichter sagen; und doch mögt es dem letztern schwer werden, in der Aufsuchung eines solchen Vorwandes glücklicher als jener zu seyn. Wenn indessen der Dichter nur diese einzige Schwierigkeit überwunden hat, — wozu ihm vielleicht Dionyß von Halikarnaß behülflich seyn könnte, — so hat er sie auch alle überwunden; nur noch diejenigen ausgenommen, die sich in Ansehung der dramatischen Form, bey Vertheilung der Handlung, Verbindung der Auftritte u. s. w. eräugen mögten. Der Zusammenhang der Geschichte selbst ist so innig, als man ihn wünschen kann; die historische Wahrheit hat alle poetische Wahrscheinlichkeit; jede Verbesserung, die man anbringen wollte, würde Verschlimmerung werden. Es ist nichts zu ergänzen, nichts umzuändern die

ganze Arbeit besteht bloß in der Entwickelung der angegebenen Charaktere und Situationen.

Vergleiche ich diese Geschichte mit dem Plan der Emilie, so fällt nur nichts so schnell in die Augen, als daß dort der Bewegungsgrund zu der schrecklichen That des Vaters zwiefach, hier nur einfach ist. Dort will nicht nur der ehrliebende Mann von strengen Grundsätzen und rauher Tugend sein Kind vor der Entehrung sichern; der freye Römer, dem Sklaverey verhaßter als Tod ist, will es auch dem Elend der Knechtschaft entreissen. In den Worten, die ihm Livius, eben da er die schreckliche That vollbringt, in den Mund legt, wird dieses letzten Bewegungsgrundes allein erwähnt: hoc te vno, quo possum, modo, filia, in libertatem vindico; und bey andern, so wie auch nachher bey ihm selbst, steht er vor: ἐλευθέραν σὲ καὶ ἁγνὴν, τέκνον, ἀποστέλλω τοῖς κατὰ γῆν προγόνοις. Si liberae ac pudicae viuere licitum fuisset etc.

Für Emilia Galotti darf ihr Vater nicht beydes, Sklaverey und Entehrung; er darf nur Eins, nur das Letztere fürchten: und so hat jene Geschichte der Virginie vor dieser der Emilie schon einen nicht verächtlichen Vortheil; denn je mehr zu einer so schrecklichen That der Bewegungsgründe sind, und je dringender jeder an sich, desto besser. — Doch so sehr wichtig ist dieser erste Vorzug noch nicht; denn allerdings kann schon der einfache Bewegungsgrund, nachdem die Situation und der Charakter ist, auf den er wirkt, völlig entscheidend werden: und ist er das wirklich, so hat man dem Dichter weiter nichts vorzuwerfen.

Aber hier zeigt sich nun, meines Erachtens, der zweyte, der große Vorzug der Geschichte des Livius: der Vater der Virginie hat einen völlig entscheidenden Bewegungsgrund; der Vater der Galotti hat keinen. — Sie werden mir das zugeben, hoff ich, so

bald sie nur die beyden Situationen, der Virginie und der Emilie, recht scharf in die Augen fassen.

Ueber Virginien ist der letzte richterliche Ausspruch von eben dem Manne ergangen, der die höchste obrigkeitliche Gewalt in Rom hat; es ist nicht bloß mehr zu fürchten, nicht bloß mehr wahrscheinlich, daß sie werde zur Sklavinn erklärt werden: sie ist es schon wirklich. Ihre Freyheit ist ohne Rettung dahin; und in Absicht auf ihre Ehre läßt sich nicht die geringste Schonung gegen eine Sklavinn, nicht die geringste Mäßigung von einem Manne erwarten, der sich im Angesichte des ganzen Roms mit so großer Unverschämtheit betragen hatte. — Das Volk, das natürlicher Weise auf Seiten des Beleidigten und des Mitbürgers war, ist auf die Drohungen des Appius schüchtern zurückgewichen: allein und verlassen steht nun auf der einen Seite Virginie mit ihren wenigen Freunden (deserta prae-

da iniuriae); auf der andern der mächtige Decemvir, den sein Ansehen im Staat und seine Liktoren schützen. Schon tritt man hinzu, Virginien ihrem Tyrannen und Ehrenschänder in die Hände zu liefern: es ist der letzte entscheidende Augenblick: nur noch zwey gewaltsame Mittel, dem Spiel ein Ende zu machen, sind übrig. Der Vater muß den Dolch entweder gegen Claudius und den Decemvir, oder gegen das Herz seines eigenen Kindes zücken. — Welches von beyden Mitteln würde er wählen, wenn die Wahl ihm frey stünde? Und welches ist er gezwungen zu wählen? —

Das Erstere, deucht mir, beantwortet sich gleich von selbst; denn gewiß ist es natürlicher, daß der Hirt den Wolf, als daß er das Lamm erschlage. Die Hand des Vaters wird wider eben denjenigen gerichtet seyn, wider den schon sein Mund getobt hat; er wird lieber fremdes, als eigenes Blut vergies-

sen; lieber den Schuldigen, als die Unschuldige, den Böswicht, als die Tugendhafte ermorden. Aber dieses natürlichste Rettungsmittel, auf das ihn Noth und Leidenschaft gleich zuerst führen müssen, wird ihm durch die Beschaffenheit seiner Lage unmöglich gemacht. Der Decemvier, der sich, auf den Fall eines Tumults, gegen ein ganzes Volk gerüstet hatte, ist gegen die Tapferkeit eines Einzelnen allzuwohl gesichert; Virginius könnte den ersten, zweyten, dritten Liktor niederstossen: unter den Streichen des Vierten würde er dennoch erliegen müssen. Diese seine Aufopferung aber; was für Nutzen würde sie für Virginien haben? Würde die Unglückliche weniger in Sklaverey gerathen? weniger ein Raub der zügellosen Begierden des Decemvirs werden? Es würde nicht ächte Tapferkeit einer wahrhaftig großen Seele; blinde tollkühne Wuth würde es seyn, einen so äußerst gefahrvollen und für Virginien so fruchtlosen Versuch zu wagen.

Sie erkennen also, mein Freund, daß von den beyden gewaltthätigen Mitteln, die hier noch übrig waren, das Erste, das an sich Natürlichste, unmöglich gemacht wird: und eben dadurch wird nun das Zweyte, das an sich Unnatürlichste, natürlich. Das Leben seines Kindes ist dem Vater mehr, als sein eigenes, werth; er würde, wenn er nicht zu ihrer Rache lebte, das Messer aus ihrer Brust nur herausreissen, um es in seine eigene zu stürzen: nur ein Einziges ist ihm mehr werth, als alles: ihre Freyheit und ihre Ehre; es ist besser, deucht ihm, daß er sein Kind durch den Tod, als daß ers durch die Schande verliere. Also mit der Fassung einer wahrhaftig großen Seele, die sich auch mitten in der schrecklichsten Situation noch besitzt, wird er auf einmal ruhig; verlangt nur, um sich von der Wahrheit der vorgegebenen Geschichte zu überzeugen, eine augenblickliche Unterredung

mit Tochter und Amme, führt beyde, nach erhaltener Erlaubniß vom Decemvir, seitwärts, und durchbohrt der erstern, mit einem Messer, das er von der nächsten Schlachtbank ergreift, das Herz. — Den vornehmsten Antrieb zu dieser That giebt ihm seine römische Vaterliebe, so groß und so ächt, als sie je in der Brust des kühnsten und stolzesten Mannes gewohnt hat; mitwirkende Ursache bey dieser That ist seine Wuth gegen den Appius, den er nun eben dadurch elend macht, daß er ihm den Gegenstand seiner heissesten Begierde entrückt: und die Zeit, die zwischen That und Gedanken verstreicht, ist ein einziger dringender Augenblick, über den hinaus vielleicht auch die größte Menschenseele diese äußerste Spannung nicht würde aushalten können.

Halten Sie nun die Situation, worinn der Vater der Emilie ist, gegen diese so gewaltsame, zwingende, worinn Virginius

war. — Zugegeben fürs erste, die Schande Emiliens sey vollkommen so entschieden, als Virginiens Schicksal, und es bliebe dem Vater zu ihrer Rettung nichts, als die Wahl zwischen jenen gewaltsamen Mitteln übrig: warum muß er denn gerade das unnatürlichste wählen? warum den Dolch nicht ins Herz des Räubers und seines nichtswürdigen Gehülfen, sondern ins Herz seines eigenen Kindes stossen? — Freylich ist der Mann, den er dann umbringen würde, der Prinz; aber die er jetzt umbringt, ist seine Tochter: und wenn sich alle Umstände vereinigen, jene Betrachtung zu schwächen, so kommen dagegen alle zusammen, dieser den größten Nachdruck zu geben. Moralisch unmöglich, scheint es, mußte die Ermordung seines Kindes dem Vater noch eher seyn, als die Ermordung des Prinzen: und äusserlich möglich ist, nach allen Umständen, das eine so gut, wie das an-

dre. — Auch Appius war die höchste Obrigkeit Roms, und Virginius gewiß ein eben so edeldenkender Mann, wie Odoardo: gleichwohl stand er keinen Augenblick an, das Volk gegen den Tyrannen aufzuwiegeln, und würde eben so wenig angestanden seyn, wenn es ihm sonst wäre möglich gewesen, ihn zu ermorden.

Aber ist denn in der That das Schicksal Emiliens so entschieden, daß weder dem Vater noch ihr selbst irgend ein andrer Weg zu ihrer Rettung übrig bliebe? Läßt nicht Odoardo zu schnell alle Hoffnung fahren, gleichsam um dem Dichter zu Ende zu helfen? Kann er nicht Bedenklichkeiten gegen den Aufenthalt Emiliens im Hause der Grimaldi äußern? Kann er nicht darauf dringen, daß sie der Aufsicht des Camillo Rota, oder irgend eines andern rechtschaffnen Mannes, deren es in Guastalla noch geben wird, anvertraut werde? Bleibt er selbst nicht frey, um Er-

Erkundigungen einzuziehn, und ist keine Möglichkeit mehr, daß noch in der Zukunft für Emilien etwas geschehen könne? Läßt sich nichts von dem Charakter eines Prinzen hoffen, der doch noch Gefühl von Ehre hat, und Wendungen und Bemäntelungen sucht? Läßt sich, was noch mehr ist, von Emiliens Charakter nichts hoffen? Müssen nicht alle die Reden, die sie führt, selbst ihre äusserste Furcht vor ihrem Falle, den Vater weniger besorgt, als sicher machen? Muß nicht in seiner Seele, sobald er den fürchterlichen Gedanken faßt, den er ganz durchzudenken so viel Zeit hat, jeder noch so schwache Anlaß zur Hoffnung wichtig, jedes noch so unwahrscheinliche Mittel zu anderweitiger Rettung wahrscheinlich werden? Muß ihm nicht der Dolch, den er im ersten Augenblicke der Wuth gezückt hatte, in dem zweyten Augenblicke der Ueberlegung wieder entsinken? —

Ohne auf irgend eine dieser Fragen bestimmt zu antworten, wende ich mich zu dem dritten, sehr wesentlichen Vorzuge der Geschichte des Livius, und dieser besteht darinn: daß der Bewegungsgrund, der den Vater zur Ermordung seines eigenen Kindes treibt, einen so ausnehmenden Grad der Evidenz hat. — Man darf nur wissen, was für ein elendes hülfloses Geschöpf, ohne Recht und ohne Schutz, eine römische Sklavinn war, darf den Liktor nur hinzutreten sehn, um die Unglückliche ihrem Räuber, zu jedem beliebigen Mißbrauch, in die Hände zu liefern, darf nur Einen Blick auf den wehrlosen verlaßnen Virginius und dann auf den so wohl bewafneten unerreichbaren Decemvir werfen: und man sieht schlechterdings keine Möglichkeit zu Virginiens Rettung, als durch den Tod. Man erwartet schon die schreckliche That des Vaters, indem man ihn das Werkzeug dazu ergreifen sieht, und man billiget und bewun-

dert sie, in dem Augenblick selbst, da man davor erzittert. — Wie ganz anders verhält sich dieß in der letzten Situation der Emilie! Wenn ich auch zugebe, daß der Dichter das ganze Stück hindurch eine Menge Züge hingestreut habe, die man nur alle zusammen nehmen, alle wohl erwägen und beherzigen darf, um Emiliens Schande eben so entschieden, als Virginiens Schicksal zu finden; wenn ich sogar einräume, daß auch hinlänglicher Grund vorhanden sey, warum der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift: so wird schon durch das Einzige, daß beydes nicht unmittelbar in die Augen leuchtet, daß man erst Zweifel und Einwürfe heben, sich erinnern, nachdenken muß; schon durch dieses Einzige, sag ich, wird die ganze Wirkung der Katastrophe vernichtet. Der Streich ist geschehen, ehe man zur Illusion gehörig vorbereitet war, und es hilft nichts;

daß man hinterher nach geschehener Untersuchung einsieht, er sey dennoch mit Recht geschehen.

Wie aber, wenn ich bisher in der ganzen Beurtheilung dieser Situation, durch die beständige Rücksicht auf den Virginius, wäre irre geführt worden? Wie, wenn ich den Italiener zu sehr mit deutschen Augen betrachtet, und ihm einen Bewegungsgrund, den er nicht hatte, geliehen hätte? — Die wirkliche Entehrung Emiliens, könnten Sie sagen, mag noch immer unentschieden seyn; so ist doch der Verlust ihres guten Namens entschieden. Entfernung von der Welt, wie ihr Vater ganz recht sagt, ist das Einzige, was ihr in ihren jetzigen Umständen geziemen würde. Sobald sie nach Guastalla in das Haus der Grimaldi gebracht und in gerichtliche Untersuchung gezogen wird, so wird das Gerücht, als ob der Graf durch einen begünstigten Nebenbuhler aus dem Wege geräumt

worden, bestätigt; und um Emiliens guten Ruf, so wie um die Ehre ihrer Familie, ist es geschehen. — Ich will nicht untersuchen, mein Freund, welcher Beroegungsgrund der bessere, edlere sey? ob es dem Odoardo nicht mehr geziemen würde, seine Tochter wegen der befürchteten wirklichen Erniedrigung und Verderbnis ihres Charakters aufzuopfern, als weil es ihn verdreußt, daß die Welt so und so von ihr urtheilen werde Ich will nicht anführen, daß die That um desto mehr interessiren muß, je einer größern richtigern Absicht gemäß sie erfolgt: ich will bloß fragen: ob wohl der Dichter selbst diese Erklärung könne gewollt haben? ob er durch irgend eine Rede in den letzten Scenen nur mit einiger Deutlichkeit darauf hinführe? ob nicht immer von wirklicher Entehrung und Verführung die Rede sey, ohne daß der Schande vor der Welt nur mit Einer Silbe erwähnt werde?

Gleichwohl denke ich, wenn der Dichter gewollt hätte, daß Odoardo die Lage seiner Tochter so vorzüglich aus diesem Gesichtspunkte nehmen sollte; er würde mehr Sorge getragen haben, daß auch wir in eben diesen Gesichtspunkt getreten wären. Er würde den Italiener eben hier, und auf eine nicht verkennbare Art, zuvor als Italiener haben reden lassen, eh er als ein solcher gehandelt hätte. . . . . .

Wegen des zweyten Punkts, daß der Streich nicht den Prinzen, sondern Emilien trift, könnten Sie sagen: daß auch hier Odoardo als ein ächter Italiener handle. — Was wäre es, wenn er die Schande, die der Prinz auf sein Haus bringen wollte, nur dadurch zu rächen suchte, daß er ihn niederstiesse? Besser, daß er ihm sein ganzes künftiges Leben verbittre, daß er ihm diejenige, die ihm so viel Trug und Verrath ja selbst einen Meuchelmord werth war, in dem Augenblicke selbst

entreisse, da er sie am sichersten zu besitzen glaubt; daß er ihm einen Gedanken in die Seele grabe, der ihn wachend und träumend martre, und nach einem Leben voll Angst noch die Schrecknisse seiner Todesstunde vermehre. — Ich will glauben, mein Freund, daß eine Rachsucht möglich ist, die für ihre Befriedigung alles, selbst ein einziges Kind, dahingiebt; aber gewiß ist der Mensch, der ihrer fähig ist, einer der schwärzesten, verhaßtesten Menschen: und doch ist es deutlich, daß der Dichter den Odoardo vielmehr als einen edlen und hochachtungswürdigen habe schildern wollen. Wie einen ganz falschen Eindruck würde auch nun Emiliens Tod auf uns machen, wenn wir wirklich diesen Bewegungsgrund dabey erkennten, oder auch nur muthmaßen könnten! Statt des wahren tragischen Schreckens, womit uns die That des Virginius erfüllt, würde uns diese des Odoardo mit Abscheu und Entsetzen erfüllen. — Erst

Erst müßten wir, wie in der Geschichte beym Livius, die völlige Unmöglichkeit erkennen, daß Emilie anders als durch ihren eigenen Tod sollte gerettet werden, und dann mögte sich die Wuth gegen den Verführer, eben hiedurch erst aufs höchste getrieben, mit der väterlichen Liebe vereinigen, um den Streich zu vollführen: aber, daß bey der Möglichkeit, den Verführer selbst zu tödten, die Wuth oder vielmehr das schrecklichste Raffinement der Rachsucht die väterliche Liebe ersticken und den Dolch freywillig gegen die Tochter zücken sollte; das scheint mir viel zu scheußlich und ungeheuer, als daß es Herr Lessing gewollt haben sollte, bey dem ich auch in der That nicht die mindeste Spur davon finde.

S.

(Den Beschluß im nächsten Stück.)

Zwey und zwanzigstes Stück.

Von den verschiedenen Racen der Menschen.*)

1) Von der Verschiedenheit der Racen überhaupt.

Im Thierreiche gründet sich die Natureintheilung in Gattungen und Arten auf das gemeinschaftliche Gesetz der Fortpflanzung, und die Einheit der Gattungen ist nichts anders, als die Einheit der zeugenden Kraft, welche für eine gewisse Mannichfaltigkeit von Thieren durchgängig geltend ist. Daher muß die Büffonsche

*) Dem Herausgeber gütigst mitgetheilt von Herrn Professor Kant in Königsberg.

Regel: daß Thiere, die mit einander fruchtbare Jungen erzeugen, (von welcher Verschiedenheit der Gestalt sie auch seyn mögen,) doch zu einer und derselben physischen Gattung gehören, eigentlich nur als die Definition einer Naturgattung der Thiere überhaupt, zum Unterschiede von allen Schulgattungen derselben, angesehen werden. Die Schuleintheilung gehet auf Klassen, welche nach Aehnlichkeiten; die Natureintheilung aber auf Stämme, welche die Thiere nach Verwandschaften in Ansehung der Erzeugung eintheilt. Jene verschaffen ein Schulsystem für das Gedächtnis; diese ein Natursystem für den Verstand: die erstere hat nur zur Absicht, die Geschöpfe unter Titel, die zweyte, sie unter Gesetze zu bringen.

Nach diesem Begriffe gehören alle Menschen auf der weiten Erde zu einer und derselben Naturgattung, weil sie durchgängig mit einander fruchtbare Kinder zeugen, so große

Verschiedenheiten auch sonst in ihrer Gestalt mögen angetroffen werden. Von dieser Einheit der Naturgattung, welche eben so viel ist, als die Einheit der für sie gemeinschaftlich gültigen Zeugungskraft, kann man nur eine einzige natürliche Ursache anführen: nehmlich, daß sie alle zu einem einzigen Stamme gehören, woraus sie, unerachtet ihrer Verschiedenheiten, entsprungen sind, oder doch wenigstens haben entspringen können. Im ersteren Falle gehören die Menschen nicht bloß zu einer und derselben Gattung, sondern auch zu Einer Familie; im Zweyten sind sie einander ähnlich, aber nicht verwandt, und es müßten viel Lokalschöpfungen angenommen werden; eine Meynung, welche die Zahl der Ursachen ohne Noth vervielfältigt. Eine Thiergattung, die zugleich einen gemeinschaftlichen Stamm hat, enthält unter sich nicht verschiedene Arten (denn diese bedeuten eben die Verschiedenheiten der Abstammung); sondern

ihre Abweichungen von einander heissen Abartungen, wenn sie erblich sind. Die erblichen Merkmale der Abstammung, wenn sie mit ihrer Abkunft einstimmig sind, heissen Nacharten; könnte aber die Abartung nicht mehr die ursprüngliche Stammbildung herstellen, so würde sie Ausartung heissen.

Unter den Abartungen, d. i. den erblichen Verschiedenheiten der Thiere, die zu einem einzigen Stamme gehören, heissen diejenigen, welche sich sowohl bey allen Verpflanzungen (Versetzungen in andre Landstriche) in langen Zeugungen unter sich beständig erhalten, als auch in der Vermischung mit andern Abartungen desselbigen Stamms, jederzeit halbschlächtige Junge zeugen, Racen. Die, so bey allen Verpflanzungen das Unterscheidende ihrer Abartung zwar beständig erhalten und also nacharten, aber in der Vermischung mit andern nicht nothwendig halbschlächtig zeugen, heissen Spielarten; die aber, so zwar

oft aber und beständig nacharten, Varietäten. Umgekehrt heißt die Abartung, welche mit andern zwar halbschlächtig erzeugt, aber durch die Verpflanzung nach und nach erlischt, ein besonderer Schlag.

Auf diese Weise sind Neger und Weisse, zwar nicht verschiedene Arten von Menschen, (denn sie gehören vermuthlich zu einem Stamme); aber doch zwey verschiedene Racen; weil jede derselben sich in allen Landstrichen perpetuirt, und beyde mit einander nothwendig halbschlächtige Kinder, oder Blendlinge (Mulatten) erzeugen. Dagegen sind Blonde und Brunette nicht verschiedene Racen der Weissen; weil ein blonder Mann von einer brunetten Frau auch lauter blonde Kinder haben kann, obgleich jede dieser Abartungen sich bey allen Verpflanzungen lange Zeugungen hindurch erhält. Daher sind sie Spielarten der Weissen. Endlich bringt die

Beschaffenheit des Bodens (Feuchtigkeit oder Trockenheit) imgleiche der Nahrung nach und nach einen erblichen Unterschied oder Schlag unter Thiere einerley Stammes und Race, vornehmlich in Ansehung der Größe, der Proportion der Gliedmaßen (plump oder geschlank), ingleichen des Naturells, der zwar in der Vermischung mit fremden halbschlächtig anartet, aber auf einem andern Boden und bey anderer Nahrung (selbst ohne Veränderung des Klima) in wenig Zeugungen verschwindet. Es ist angenehm, den verschiedenen Schlag der Menschen nach Verschiedenheit dieser Ursachen zu bemerken, wo er in eben demselben Lande bloß nach den Provinzen kenntlich ist, (wie sich die Böotier, die einen feuchten, von den Athenienſern unterschieden, die einen trocknen Boden bewohnten;) welche Verschiedenheit oft freylich nur einem aufmerksamen Auge kenntlich ist, von andern aber belacht wird. Was bloß zu den Va-

rietäten gehört, und also an sich selbst (obzwar eben nicht beständig) erblich ist, kann doch durch Ehen, die immer in denselben Familien verbleiben, dasjenige mit der Zeit hervorbringen, was ich den Familienschlag nenne, wo sich etwas Charakteristisches endlich so tief in die Zeugungskraft einwurzelt, daß es einer Spielart nahe kömmt, und sich wie diese perpetuirt. Man will dieses an dem alten Adel von Venedig, vornehmlich den Damen desselben, bemerkt haben. Zum wenigsten sind in der neu entdeckten Insel Otaheite die adlichen Frauen insgesammt größern Wuchses, als die gemeinen. — Auf der Möglichkeit, durch sorgfältige Aussonderung der ausartenden Geburten von den einschlagenden, endlich einen dauerhaften Familienschlag zu errichten, beruhte die Meynung des Herrn von Maupertuis: einen von Natur edlen Schlag Menschen in irgend einer Provinz zu ziehen,

worinn Verstand, Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erblich wären. Ein Anschlag, der meiner Meynung nach an sich selbst zwar thunlich, aber durch die weisere Natur ganz wohl verhindert ist, weil eben in der Vermengung des Bösen mit dem Guten die großen Triebfedern liegen, welche die schlafenden Kräfte der Menschheit in Spiel setzen, und sie nöthigen, alle ihre Talente zu entwickeln, und sich der Vollkommenheit ihrer Bestimmung zu nähern. Wenn die Natur ungestöhrt (ohne Verpflanzung oder fremde Vermischung) viele Zeugungen hindurch wirken kann; so bringt sie jederzeit endlich einen dauerhaften Schlag hervor, der Völkerschaften auf immer kenntlich macht, und eine Race würde genannt werden, wenn das Charakteristische nicht zu unbedeutend schiene, und zu schwer zu beschreiben wäre, um darauf eine besondere Abtheilung zu gründen.

2) Eintheilung der Menschengattung in ihre verschiedene Racen.

Ich glaube, man habe nur nöthig, vier Racen derselben anzunehmen, um alle dem ersten Blick kenntliche und sich perpetuirende Unterschiede davon ableiten zu können. Sie sind 1) die Race der Weissen, 2) die Negerrace, 3) die Hunnische (Mungalische oder Kalmukische) Race, 4) die Hinduische oder Hindistanische Race. Zu der erstern, die ihren vornehmsten Sitz in Europa hat, rechne ich noch die Mohren (Mauren von Afrika), die Araber, (nach dem Niebuhr), den türkisch-tatarischen Völkerstamm, und die Perser, imgleichen alle übrige Völker von Asien, die nicht durch die übrigen Abtheilungen namentlich davon ausgenommen sind. Die Negerrace der nordlichen Halbkugel ist bloß in Afrika, die der südlichen (außerhalb Afrika) vermuthlich

nur in Neuguinea eingebohren, (Autochtones), in einigen benachbarten Inseln aber bloße Verpflanzungen. Die Kalmukische Race scheint unter den Koschottischen am reinsten, unter den Torgöts etwas, unter den Dsingorischen mehr mit tatarischem Blute vermischt zu seyn, und ist eben dieselbe, welche in den ältesten Zeiten den Namen der Hunnen, später den Namen der Mungalen (in weiter Bedeutung) und jetzt der Oelöts führt. Die Hindistanische Race ist in dem Lande dieses Namens sehr rein und uralt, aber von dem Volke auf der jenseitigen Halbinsel Indiens, unterschieden. Von diesen vier Racen glaube ich alle übrige erbliche Völkercharaktere ableiten zu können: entweder als vermischte oder angehende Racen; wovon die erste aus der Vermischung verschiedener entsprungen ist, die zweyte in dem Klima noch nicht lange genug gewohnt hat, um den Charakter der Race desselben völlig anzunehmen. So hat die Ver-

mischung des tatarischen mit dem hunnischen Blute an den Karakalpacken, den Nagajen und andern, Halbracen hervorgebracht. Das hindistanische Blut, vermischt mit dem der alten Scyten (in und um Tibet) und mehr oder weniger von dem hunnischen, hat vielleicht die Bewohner der jenseitigen Halbinsel Indiens, die Tonquinesen und Schinesen, als eine vermischte Race erzeugt. Die Bewohner der nördlichen Eisküste Asiens sind ein Beyspiel einer angehenden hunnischen Race, wo sich schon das durchgängig schwarze Haar, das bartlose Kinn, das flache Gesicht und langgeschlitzte wenig geöffnete Auge zeigen; die Wirkung der Eiszone an einem Volke, welches in spätern Zeiten aus milderem Himmelsstriche in diese Sitze getrieben worden, so wie die Seelappen, ein Abstamm des ungrischen Volks, in nicht gar viel Jahrhunderten, schon ziemlich in das Eigenthüm-

liche des kalten Himmelstrichs eingeartet sind, ob sie zwar von einem wohlgewachsenen Volke aus der temperirten Zone entsprossen waren. Endlich scheinen die Amerikaner eine noch nicht völlig eingeartete hunnische Race zu seyn. Denn im äußersten Nordwesten von Amerika, (woselbst auch, aller Vermuthung nach, die Bevölkerung dieses Welttheils aus dem Nordosten von Asien, wegen der übereinstimmenden Thierarten in beyden, geschehen seyn muß) an den nordlichen Küsten von der Hudsonsbay sind die Bewohner den Kalmucken ganz ähnlich. Weiter hin in Süden wird das Gesicht zwar offener und erhobener, aber das bartlose Kinn, das durchgängig schwarze Haar, die rothbraune Gesichtsfarbe, imgleichen die Kälte und Unempfindlichkeit des Naturells, lauter Ueberbleibsel von der Wirkung eines langen Aufenthalts in kalten Weltstrichen, wie wir bald sehen werden, gehen von dem äußersten Norden dieses Welt-

theils bis zum Staaten-Eylande fort. Der längere Aufenthalt der Stammväter der Amerikaner in N. O. von Asien und dem benachbarten N. W. von Amerika hat die Kalmukische Bildung zur Vollkommenheit gebracht; die geschwindere Ausbreitung ihrer Abkömmlinge aber nach dem Süden dieses Welttheils die Amerikanische. Von Amerika aus ist gar nichts weiter bevölkert. Denn auf den Inseln des stillen Meers sind alle Einwohner, einige Neger ausgenommen, bärtig; vielmehr geben sie einige Zeichen der Abkunft von den Malayen, eben so, wie die auf den sundaischen Inseln; und die Art von Lehnsregierung, welche man auf der Insel Otaheite antraf, und welche auch die gewöhnliche Staatsverfassung der Malayen ist, bestätiget diese Vermuthung.

Die Ursache, Neger und Weisse für Grundracen anzunehmen, ist für sich selbst klar. Was die Hindistanische und Kalmukische be-

trift, so ist das Olivengelb, welches dem mehr oder weniger Braunen der heissen Länder zum Grunde liegt, bey den erstern eben so wenig, als das originale Gesicht der zweyten von irgend einem andern bekannten Nationscharakter abzuleiten, und beyde drücken sich in vermischten Begattungen unausbleiblich ab. Eben dieses gilt von der in die Kalmukische Bildung einschlagenden und damit durch einerley Ursache verknüpften amerikanischen Race. Der Ostindianer giebt durch Vermischung mit dem Weissen den gelben Mestizen, wie der Amerikaner mit demselben den rothen, und der Weisse mit dem Neger den Mulatten, der Amerikaner mit eben demselben, den Kabugl oder den schwarzen Karaiben: welches jederzeit kenntlich bezeichnete Blendlinge sind; und ihre Abkunft von ächten Racen beweisen.

3) Von den unmittelbaren Ursachen des Ursprungs dieser verschiedenen Racen.

Die in der Natur eines organischen Körpers (Gewächses oder Thieres) liegenden Gründe einer bestimmten Auswickelung heissen, wenn diese Auswickelung besondere Theile betrift, Keime; betrift sie aber nur die Größe oder das Verhältniß der Theile untereinander, so nenne ich sie natürliche Anlagen. In den Vögeln von derselben Art, die doch in verschiedenen Klimaten leben sollen, liegen Keime zur Auswickelung einer neuen Schicht Federn, wenn sie im kalten Klima leben, die aber zurückgehalten werden, wenn sie sich im gemäßigten aufhalten sollen. Weil in einem kalten Lande das Weizenkorn mehr gegen feuchte Kälte geschützt werden muß, als in einem trocknen oder warmen, so liegt in ihm eine vorher bestimmte Fähigkeit oder natürliche Anlage, nach und nach eine dickere Haut hervorzubringen. Diese Fürsorge der Natur, ihr Geschöpf durch

versteckte innere Vorkehrungen auf allerley künftige Umstände auszurüsten, damit es sich erhalte, und der Verschiedenheit des Klima oder des Bodens angemessen sey, ist bewunderswürdig, und bringt bey der Wanderung und Verpflanzung der Thiere und Gewächse, dem Scheine nach, neue Arten hervor, welche nichts anders, als Abartungen und Racen von derselben Gattung sind, deren Keime und natürliche Anlagen sich nur gelegentlich in langen Zeitläuften auf verschiedene Weise entwickelt haben. *)

*) Wir nehmen die Benennungen: Naturbeschreibung und Naturgeschichte gemeiniglich in einerley Sinne. Allein es ist klar, daß die Kenntnis der Naturdinge, wie sie jetzt sind, immer noch die Erkenntnis von demjenigen wünschen lasse, was sie ehedem gewesen sind, und durch welche Reihe von Veränderungen sie durchgegangen, um an jedem Orte in ihren gegenwärtigen Zustand zu gelangen. Die Naturgeschichte, woran es uns fast noch gänzlich fehlt, würde uns die Veränderung der Erdgestalt, ingleichen die der Erdgeschöpfe (Pflan-

Der Zufall, oder allgemeine mechanische Gesetze, können solche Zusammenpassungen nicht hervorbringen. Daher müssen wir dergleichen gelegentliche Auswickelungen als vorgebildet ansehn. Allein selbst da, wo sich nichts Zweckmäßiges zeiget, ist das bloße Vermögen, seinen besondern angenommenen Charakter fortzupflanzen, schon Beweises genug: daß dazu ein besonderer Keim oder natürliche Anlage in dem organischen Geschöpf anzutreffen gewesen. Denn äußere Dinge können wohl Gelegenheits- aber nicht hervorbringende Ursachen von demjenigen seyn, was nothwendig anerbet und nachartet. So wenig, als der Zu-

zen und Thiere), die sie durch natürliche Wandrungen erlitten haben, und ihre daraus entsprungene Abartungen von dem Urbilde der Stammgattung lehren. Sie würde vermuthlich eine große Menge scheinbar verschiedene Arten zu Racen eben derselben Gattung zurückführen, und das jetzt so weitläuftige Schulsystem der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Verstand verwandeln.

fall oder physisch-mechanische Ursachen einen organischen Körper hervorbringen können, so wenig werden sie zu seiner Zeugungskraft etwas hinzusetzen, d. i. etwas bewirken, was sich selbst fortpflanzt, wenn es eine besondere Gestalt oder Verhältniß der Theile ist. *) Luft, Sonne und Nahrung können einen thierischen Körper in seinem Wachsthume modificiren, aber diese Veränderung nicht zugleich mit einer zeugenden Kraft versehen, die vermögend wäre, sich selbst, auch ohne diese Ursache, wieder hervorzubringen; sondern, was sich fortpflanzen soll, muß in der Zeugungskraft schon vorher gelegen haben, als vorher bestimmt zu einer gelegentlichen Auswickelung, den Umständen gemäß, darein das Geschöpf gerathen kann, und in welchen es sich beständ-

*) Krankheiten sind bisweilen erblich. Aber diese bedürfen keiner Organisation, sondern nur eines Fermentes schädlicher Säfte, die sich durch Ansteckung fortpflanzen. Sie arten auch nicht nothwendig an.

dig erhalten soll. Denn in die Zeugungskraft muß nichts dem Thiere fremdes hinein kommen können, was vermögend wäre, das Geschöpf nach und nach von seiner ursprünglichen und wesentlichen Bestimmung zu entfernen, und wahre Ausartungen hervorzubringen, die sich perpetuirten.

Der Mensch war für alle Klimaten und für jede Beschaffenheit des Bodens bestimmt; folglich mußten in ihm mancherley Keime und natürliche Anlagen bereit liegen, um gelegentlich entweder ausgewickelt oder zurückgehalten zu werden, damit er seinem Platze in der Welt angemessen würde, und in dem Fortgange der Zeugungen demselben gleichsam angebohren und dafür gemacht zu seyn schiene. Wir wollen, nach diesen Begriffen, die ganze Menschengattung auf der weiten Erde durchgehn, und daselbst zweckmäßige Ursachen seiner Abartungen anführen, wo die natürlichen nicht wohl einzusehen sind, hingegen natürliche,

wo wir die Zwecke nicht gewahr werden. Hier merke ich nur an: daß Luft und Sonne diejenigen Ursachen zu seyn scheinen, welche auf die Zeugungskraft innigst einfliessen, und eine dauerhafte Entwickelung der Keime und Anlagen hervorbringen, d. i. eine Race gründen können; da hingegen die besondere Nahrung zwar einen Schlag Menschen hervorbringen kann, dessen Unterscheidendes aber bey Verpflanzungen bald erlischt. Was auf die Zeugungskraft haften soll, muß nicht die Erhaltung des Lebens, sondern die Quelle desselben, d. i. die ersten Principien seiner thierischen Einrichtung und Bewegung afficiren.

Der Mensch, in die Eiszone versetzt, mußte nach und nach in eine kleinere Statur ausarten; weil bey dieser, wenn die Kraft des Herzens dieselbe bleibt, der Blutumlauf in kürzerer Zeit geschieht, der Pulsschlag also schneller und die Blutwärme größer wird. In der That fand auch Cranz die Grönlän-

der nicht allein weit unter der Statur der Europäer, sondern auch von merklich größerer natürlichen Hitze ihres Körpers. Selbst das Mißverhältnis, zwischen der ganzen Leibeshöhe und den kurzen Beinen an den nördlichsten Völkern ist ihrem Klima sehr angemessen, da diese Theile des Körpers wegen ihrer Entlegenheit vom Herzen in der Kälte mehr Gefahr leiden. Gleichwohl scheinen doch die meisten der jetzt bekannten Einwohner der Eiszone nur spätere Ankömmlinge daselbst zu seyn; wie die Lappen, welche mit den Finnen aus einerley Stamme, nemlich dem Ungrischen entsprungen, nur seit der Auswanderung der letztern (aus dem Osten von Asien) die jetzigen Sitze eingenommen haben, und doch schon in dieses Klima auf einen ziemlichen Grad eingeartet sind.

Wenn aber ein nordliches Volk lange Zeitläufte hindurch genöthiget ist, den Einfluß von

der Kälte der Eiszone auszustehen, so müssen sich mit ihm noch größere Veränderungen zutragen. Alle Auswickelung, wodurch der Körper seine Säfte nur verschwendet, muß in diesem austrocknenden Himmelsstriche nach und nach gehemmt werden. Daher werden die Keime des Haarwuchses mit der Zeit unterdrückt, so, daß nur diejenigen übrig bleiben, welche zur nothwendigen Bedeckung des Hauptes erforderlich sind. Vermöge einer natürlichen Anlage werden auch die hervorragenden Theile des Gesichts, welches am wenigsten einer Bedeckung fähig ist, da sie durch die Kälte unaufhörlich leiden, vermittelst einer Fürsorge der Natur, allmählig flacher werden, um sich besser zu erhalten. Die wulstige Erhöhung unter den Augen, die halbgeschlossenen und blinzenden Augen scheinen zur Verwahrung derselben, theils gegen die austrocknende Kälte der Luft, theils gegen das Schneelicht (wogegen die Esquimaux auch Schnee-

brillen brauchen), wie veranstaltet zu seyn, ob sie gleich auch als natürliche Wirkungen des Klima angesehen werden können, die selbst in mildern Himmelsstrichen, nur in weit geringerm Maße, zu bemerken sind. So entspringt nach und nach das bartlose Kinn, die gepletschte Nase, dünne Lippen, blinzende Augen, das flache Gesicht, die röthlich braune Farbe mit dem schwarzen Haare, mit einem Worte, die Kalmukische Gesichtsbildung, welche, in einer langen Reihe von Zeugungen in demselben Klima, sich bis zu einer dauerhaften Race einwurzelt, die sich erhält, wenn ein solches Volk gleich nachher in mildern Himmelsstrichen neue Sitze gewinnt.

Man wird ohne Zweifel fragen, mit welchem Rechte ich die Kalmukische Bildung, welche jetzt in einem mildern Himmelsstriche in ihrer größten Vollständigkeit angetroffen wird, tief aus Norden oder Nordosten herleiten

könne? Meine Ursache ist diese. Herodot berichtet schon aus seinen Zeiten: daß die Argippäer, Bewohner eines Landes am Fusse hoher Gebirge, in einer Gegend, welche man für die des Uralgebirges halten kann, kahl und flachnasicht wären, und ihre Bäume mit weissen Decken (vermuthlich versteht er Filzzelte) bedeckten. Diese Gestalt findet man jetzt, in größerm oder kleinerm Maaße, im Nordosten von Asien, vornehmlich aber in dem nordwestlichen Theil von Amerika, den man von der Hudsonsbay aus hat entdecken können, wo, nach einigen neuen Nachrichten, die Bewohner, wie wahre Kalmucken, aussehn. Bedenkt man nun, daß in der ältesten Zeit Thiere und Menschen in dieser Gegend zwischen Asien und Amerika müssen gewechselt haben, indem man einerley Thiere in dem kalten Himmelsstriche beyder Welttheile antrift, daß diese menschliche Race sich allererst etwa 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, (nach dem

Desguignes) über den Amurstrom hinaus den Chinesen zeigte, und nach und nach andere Völker, von tatarischen, ungrischen und andern Stämmen, aus ihren Sitzen vertrieb, so wird diese Abstammung aus dem kalten Weltstriche nicht ganz erzwungen scheinen.

Was aber das Vornehmste ist, nemlich die Ableitung der Amerikaner, als einer nicht völlig eingearteten Race, eines Volks, das lange den nordlichsten Weltstrich bewohnt hat, wird gar sehr durch den erstickten Haareswuchs an allen Theilen des Körpers, ausser dem Haupte, durch die röthliche Eisenrostfarbe der kälteren und die dunklere Kupferfarbe heisserer Landstriche dieses Welttheils bestätigt. Denn das Rothbraune scheint (als eine Wirkung der Luftsäure) eben so dem kalten Klima, wie das Olivenbraun (als eine Wirkung des Laugenhaft-gallichten der Säfte) dem heissen Himmelsstriche angemessen zu seyn.

ohne einmal das Naturell der Amerikaner in Anschlag zu bringen, welches eine halb erloschene Lebenskraft verräth, *) die am natürlichsten für die Wirkung einer kalten Weltgegend angesehen werden kann.

Die größeste feuchte Hitze des warmen Klima muß hingegen an einem Volke, das darinn alt genug geworden, um seinem Boden völlig anzuarten, Wirkungen zeigen, die den vorigen gar sehr entgegengesetzt sind. Es wird gerade das Widerspiel der Kalmuckischen Bildung erzeugt werden. Der Wuchs der schwammigten Theile des Körpers mußte in einem heissen und feuchten Klima zunehmen; daher eine dicke Stülpnase und Wurstlippen.

*) Um nur ein Beyspiel anzuführen, so bedient man sich in Surinam der rothen Sklaven (Amerikaner) nur allein zu häußlichen Arbeiten, weil sie zur Feldarbeit zu schwach sind, als wozu man Neger braucht. Gleichwohl fehlt es hier nicht an Zwangsmitteln; aber es gebricht den Eingebohrnen dieses Welttheils überhaupt an Vermögen und Dauerhaftigkeit.

Die Haut mußte geöhlt seyn, nicht bloß um die zu starke Ausdünstung zu mäßigen, sondern die schädliche Einsaugung der fäulichten Feuchtigkeiten der Luft zu verhüten. Der Ueberfluß der Eisentheilchen, die sonst in jedem Menschenblute angetroffen werden, und hier durch die Ausdünstung des phosphorischen Sauren (wornach alle Neger stinken) in der netzförmigen Substanz gefället worden, verursacht die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, und der starke Eisengehalt im Blute scheint auch nöthig zu seyn, um der Erschlaffung aller Theile vorzubeugen. Das Oel der Haut, welches den zum Haareswuchs erforderlichen Nahrungsschleim schwächt, verstattete kaum die Erzeugung einer den Kopf bedeckenden Wolle. Uebrigens ist feuchte Wärme dem starken Wuchs der Thiere überhaupt beförderlich, und kurz, es entspringt der Neger, der seinem Klima wohl angemes-

sen, nemlich stark, fleischig, gelenk, aber unter der reichlichen Versorgung seines Mutterlandes faul, weichlich und tändelnd ist.

Der Eingebohrne von Hindistan kann als aus einer der ältesten menschlichen Racen entsprossen angesehen werden. Sein Land, welches nordwärts an ein hohes Gebürge gestützt und von Norden nach Süden, bis zur Spitze seiner Halbinsel, von einer langen Bergreihe durchzogen ist, (wozu ich nordwärts noch Tibet, vielleicht den allgemeinen Zufluchtsort des menschlichen Geschlechts während, und dessen Pflanzschule nach der letzten großen Revolution unsrer Erde, mitrechne) hat in einem glücklichen Himmelsstriche die vollkommenste Scheitelung der Wasser, (Ablauf nach zweyen Meeren) die sonst kein im glücklichen Himmelsstriche liegender Theil des festen Landes von Asien hat. Es konnte also in den ältesten Zeiten trocken und bewohnbar seyn, da, sowohl die östliche Halbinsel Indiens, als

China (weil in ihnen die Flüsse, an statt sich zu scheiteln, parallel laufen) in jenen Zeiten der Ueberschwemmungen noch unbewohnt seyn mußten. Hier konnte sich also in langen Zeitläuften eine feste menschliche Race gründen. Das Olivengelb der Haut des Indianers, die wahre Zigeunerfarbe, welche dem mehr oder weniger dunkeln Braun anderer östlicheren Völker zum Grunde liegt, ist auch eben so charakteristisch und in der Nachartung beständig, als die schwarze Farbe der Neger, und scheint, zusammt der übrigen Bildung und dem verschiedenen Naturelle, eben so die Wirkung einer trockenen, wie die letztere der feuchten Hitze zu seyn. Nach Herrn Ives sind die gemeinen Krankheiten der Indianer verstopfte Gallen und geschwollene Lebern; ihre angebohrne Farbe aber ist gleichsam gelbsüchtig und scheint eine kontinuirliche Absonderung der ins Blut getretenen Galle zu beweisen,

welche, als seifenartig, die verdickten Säfte vielleicht auflöset und verflüchtigt, und dadurch wenigstens in den äussern Theilen das Blut abkühlt. Eine hierauf oder auf etwas Aehnliches hinauslaufende Selbsthülfe der Natur, durch eine gewisse Organisation, (deren Wirkung sich an der Haut zeigt,) dasjenige kontinuirlich wegzuschaffen, was den Blutumlauf reizt, mag wohl die Ursache der kalten Hände der Indianer seyn, *) und

*) Ich hatte zwar sonst gelesen: daß diese Indianer die Besonderheit kalter Hände bey grosser Hitze haben, und daß dieses eine Frucht ihrer Nüchternheit und Mäßigkeit seyn solle. Allein als ich das Vergnügen hatte, den aufmerksamen und einsehenden Reisenden, Herrn Eaton, der einige Jahre als holländischer Consul und Chef ihrer Etablissements zu Bassora ꝛc. gestanden, bey seiner Durchreise durch Königsberg zu sprechen, so benachrichtigte er mich: daß, als er in Surat mit der Gemahlinn eines europäischen Consuls getanzt habe, er verwundert gewesen wäre, schwitzige und kalte Hände an ihr zu fühlen, (die Gewohnheit der Handschuhe ist dort noch nicht angenommen), und

vielleicht (wiewohl man dieses noch nicht beobachtet hat,) einer überhaupt verringerten Blutwärme, die sie fähig macht, die Hitze des Klima ohne Nachtheil zu ertragen.

Da hat man nun Muthmaßungen, die wenigstens Grund genug haben, um andern Muthmaßungen die Wage zu halten, welche die Verschiedenheiten der Menschengattung so unvereinbar finden, daß sie deshalb lieber viele Lokalschöpfungen annehmen. Mit Voltären sagen: Gott der das Rennthier in Lapland

da er andern seine Befremdung geäussert, zur Antwort bekommen habe: sie habe eine Indianerinn zur Mutter gehabt, und diese Eigenschaft sey an ihnen erblich. Ebenderselbe bezeugte auch, daß wenn man die Kinder der Parsis mit denen der Indianer dort zusammensähe, die Verschiedenheit der Racen in der weissen Farbe der ersten, und der gelbbraunen der zweyten sogleich in die Augen falle. Ingleichen, daß die Indianer in ihrem Baue noch das Unterscheidende an sich hätten, daß ihre Schenkel über das bey uns gewöhnliche Verhältnis länger wären.

schuf, um das Moos dieser kalten Gegenden zu verzehren, der schuf auch daselbst den Lappländer, um dieses Rennthier zu essen, ist kein übler Einfall für einen Dichter, aber ein schlechter Behelf für den Philosophen, der die Kette der Naturursachen nicht verlassen darf, als da, wo er sie augenscheinlich an das unmittelbare Verhängnis geknüpft sieht.

Man schreibt jetzt mit gutem Grunde die verschiedenen Farben der Gewächse dem durch unterschiedliche Säfte gefälleten Eisen zu. Da alles Thierblut Eisen enthält, so hindert uns nichts, die verschiedene Farbe dieser Menschenracen eben derselben Ursache beyzumessen. Auf diese Art würde etwa das Salzsaure, oder das phosphorisch Saure, oder das flüchtig Laugenhafte der ausführenden Gefässe der Haut die Eisentheilchen im Retikulum roth, oder schwarz, oder gelb niederschlagen. In dem Geschlechte der Weissen würde aber dieses in den Säften aufgelöste Eisen gar nicht

niedergeschlagen, und dadurch zugleich die vollkommene Mischung der Säfte und Stärke dieses Menschenschlags vor den übrigen bewiesen. Doch dieses ist nur eine flüchtige Anreizung zur Untersuchung in einem Felde, worinn ich zu fremd bin, um mit einigem Zutraun auch nur Muthmaßungen zu wagen.

Wir haben vier menschliche Racen gezählt, worunter alle Mannichfaltigkeiten dieser Gattung sollen begriffen seyn. Alle Abartungen aber bedürfen doch einer Stammgattung, die wir entweder für schon erloschen ausgeben oder aus den vorhandenen diejenige aussuchen müssen, womit wir die Stammgattung am meisten vergleichen können. Freylich kann man nicht hoffen, jetzt irgendwo in der Welt, die ursprüngliche menschliche Gestalt unverändert anzutreffen. Eben aus diesem Hange der Natur, dem Boden allerwärts in langen Zeugungen anzuarten, muß jetzo die Menschengestalt allenthalben mit Lokal-Modifika-

tion behaftet seyn. Allein der Erdstrich vom 31sten bis zum 32sten Grade der Breite in der alten Welt (welche auch in Ansehung der Bevölkerung der Namen der alten Welt zu verdienen scheint) wird mit Recht Recht für denjenigen gehalten, in welchem die glücklichste Mischung der Einflüsse der kältern und heissern Gegenden, und auch der größte Reichthum an Erdgeschöpfen angetroffen wird; wo auch der Mensch, weil er von da aus zu allen Verpflanzungen gleich gut zubereitet ist, am wenigsten von seiner Unbildung abgewichen seyn müßte. Hier finden wir aber zwar weisse, doch brünette Einwohner, welche Gestalt wir also für die der Stammgattung nächste annehmen wollen. Von dieser scheint die hochblonde von zarter weisser Haut, röthlichem Haar, bleichblauen Augen, die nächste nördliche Abartung zu seyn, welche zur Zeit der Römer die nördlichen Gegenden von Deutschland und (andern Beweisthümern

nach) weiter hin nach Osten bis zum Altaischen Gebürge, allerwärts aber unermeßliche Wälder, in einem ziemlich kalten Erdstriche, bewohnte. Nun hat der Einfluß einer kalten und feuchten Luft, welche den Säften einen Hang zum Scorbut zuzieht, endlich einen gewissen Schlag Menschen hervorgebracht, der bis zur Beständigkeit einer Race würde gediehen seyn, wenn in diesem Erdstriche nicht so häufig fremde Vermischungen den Fortgang der Abartung unterbrochen hätten. Wir können diese also zum wenigsten als eine Annäherung den wirklichen Racen beyzählen, und alsdann werden diese, in Verbindung mit den Naturursachen ihrer Entstehung, sich unter folgenden Abriß bringen lassen.

Stammgattung.

Weisse von brünetter Farbe.

Erste Race, Hochblonde (Nordl. Eur.)

von feuchter Kälte.

Zweyte Race, Kupferrothe (Amerik.)
von trockner Kälte.
Dritte Race, Schwarze, (Senegambia)
von feuchter Hitze.
Vierte Race, Olivengelbe (Indianer)
von trockner Hitze.

4) Von den Gelegenheitsursachen der Gründung verschiedener Racen.

Was bey der Mannichfaltigkeit der Racen auf der Erdfläche die größte Schwierigkeit macht, welchen Erklärungsgrund man auch annehmen mag, ist: daß ähnliche Land- und Himmelsstriche doch nicht dieselbe Race enthalten, daß Amerika in seinem heissesten Klima keine ostindische, noch viel weniger eine dem Lande angebohrne Negergestalt zeigt, daß es in Arabien oder Persien kein einheimisches indisches Olivengelb giebt, ungeachtet diese Länder in Klima und Luftbeschaffenheit mit jenem Lande sehr übereinkommen, u. s.

w. Was die erstere dieser Schwierigkeiten betrift, so läßt sie sich aus der Art der Bevölkerung dieses Himmelsstrichs faßlich genug beantworten. Denn wenn einmal, durch den langen Aufenthalt seines Stammvolks im N. O. von Asien oder des benachbarten Amerika, sich eine Race, wie die jetzige, gegründet hatte, so konnte diese durch keine fernere Einflüsse des Klima in eine andere Race verwandelt werden. Denn nur die Stammbildung kann in eine Race ausarten; diese aber, wo sie einmal Wurzel gefaßt, und die andern Keime erstickt hat, widerstehet aller Umformung eben darum, weil der Charakter der Race einmal in der Zeugungskraft überwiegend geworden.

Was aber die Lokalität der Negerrace betrift, die nur Afrika *) (in der größten Voll-

*) In dem heissen südlichen Weltstriche giebt es auch einen kleinen Stamm von Negers, die

kommenheit Senegambia) eigen ist, ingleichen die der indischen, welche in dieses Land eingeschlossen ist (ausser wo sie ostwärts halbschlächtig angeartet zu seyn scheint); so glaube ich, daß die Ursache davon in einem inländischen Meere der alten Zeit gelegen habe, welches sowohl Hindistan, als Afrika, von andern sonst nahen Ländern abgesondert gehalten. Denn der Erdstrich, der von der Grenze Dauriens, über die Mungaley, kleine Burcharey, Persien, Arabien, Nubien, die Sahara bis Capo Blanco in einem nur wenig unterbrochenen Zusammenhange fortgeht, sieht seinem größten Theile nach dem Boden eines alten Meeres ähnlich. Die Länder in diesem Striche sind das, was Büache Platteform nennt, nehmlich bis zu den benachbarten Inseln ausgebreitet, von denen man, wegen der Vermengung mit Menschen von indischen Halbschlag, beynahe glauben sollte, daß sie nicht diesen Gegenden angebohren, sondern vor Alters, bey einer Gemeinschaft, darinn die Malayen mit Afrika gestanden, nach und nach herübergeführt worden.

lich hohe und mehrentheils wagerecht gestellte Ebenen, in denen die daselbst befindlichen Gebürge nirgend einen weitgestreckten Abhang haben, indem ihr Fuß unter horizontalliegenden Sande vergraben ist: daher die Flüsse, deren es daselbst wenig giebt, nur einen kurzen Lauf haben, und im Sande versiegen. Sie sind den Bassins alter Meere ähnlich, weil sie mit Höhen umgeben sind, in ihrem Inwendigen, im Ganzen betrachtet, Wasserpas halten, und daher einen Strom weder einnehmen, noch auslassen, überdem auch mit dem Sande, dem Niederschlag eines alten ruhigen Meers, grösstentheils bedeckt sind. Hieraus wird es nun begreiflich: wie der indische Charakter in Persien und Arabien nicht habe Wurzel fassen können, die damals noch zum Bassin eines Meeres dienten, als Hindistan vermuthlich lange bevölkert war; ingleichen, wie sich die Negerrace sowohl, als die indische,

unvermengt von nordischem Blute lange Zeit erhalten konnte, weil sie davon durch eben dieses Meer abgeschnitten war. Die Naturbeschreibung (Zustand der Natur in der jetzigen Zeit) ist lange nicht hinreichend, von der Mannichfaltigkeit der Abartungen Grund anzugeben. Man muß, so sehr man auch und zwar mit Recht der Frechheit der Meynungen Feind ist, eine Geschichte der Natur wagen, welche eine abgesonderte Wissenschaft ist, die wohl nach und nach von Meynungen zu Einsichten fortrücken könnte.

Drey und zwanzigstes Stück.

Die Wissenschaften. *)

Als die sublunarische Welt noch durch Genien regiert ward, glaubte man, daß die Scham und die Gerechtigkeit, diese Gesandten des höchsten Gottes, allein geschickt wären, die Menschen glücklich zu machen. Nachdem aber Saturn, der letzte von ihnen, sich in den Schooß des großen Alls zurückgezogen hatte, und die Menschen Anführern überlassen blieben, die aus ihrem eigenen Mittel genommen waren; so fiengen sie an, ein Raub schlauer und gewaltsamer Unterdrücker zu werden.

*) Eine Allegorie nach dem Plato.

Anfangs zwar hielten sich Scham und Gerechtigkeit noch in diesen neuen Staaten auf. Aber allgemach geriethen die Menschenhirten, unter deren Stabe nunmehr die armen Erdensöhne lebten, auf den unglücklichen Wahn, daß sie der beyden Boten des Weltschöpfers entbehren könnten; ja da dieß himmlische Paar bald anfieng, ihren Anschlägen im Wege zu stehen, so sannen sie auf Mittel, wie sie so lästiger Rathgeberinnen loß werden mögten. Sie verriethen kaum diesen Gedanken, als ihre Tafeldiener schon ihre Verwundrung bezeugten, wie man sich so lange Zeit von den alten Spröden habe äffen lassen. Diese gefälligen Senatoren waren schon längst der alten Sitte nicht mehr hold gewesen; und nachdem sie ziemlich früh den Götterkindern ihre eigenen Thüren verschlossen, hatten sie nur auf die Gelegenheit gewartet, sie bey ihren Gebietern verhaßt zu machen, und sobald als möglich vom Hofe und aus dem Lande

zu treiben. Es fehlte auch nicht an Beschwerden über die beyden Himmelskinder. Man gab ihnen Schuld, daß sie mit benachbarten Völkern verdächtige Verständnisse unterhielten, die Unterthanen zum Aufruhr geneigt machten, die Hofluſtbarkeiten störten, und wenigstens die Berathschlagungen, die in ihrer Abwesenheit so schnell und sanft fortglitten, durch allerhand feige und milzsüchtige Bedenklichten hemmten. Ihre heimlichen Freunde waren zu schüchtern und auch schon selbst zu verdächtig, als daß sie sich, ihre Rechtfertigung ganz laut zu führen, hätten unterwinden sollen. Alles, was ihnen übrig blieb, um die beyden Himmelskinder noch einigermaßen zu retten, waren einige Vorschläge, ihre Beybehaltung ihren Feinden unschädlich zu machen. Sie meynten, daß man sich gegen alle Besorgnisse sicher stellen würde, wenn man auf sie ein wachsames Auge hätte,

sie nur zuweilen zu Rathe zöge, und dem Volke nur dann und wann und in gewissen Angelegenheiten ihren Umgang verstattete. Allein diese Vorschläge wurden unzuverlässig gefunden. Die Gegenparthey wandte ein, man könne sie nicht genug bewachen, und es stünde immer zu fürchten, daß sie sich in verbotne Händel mischen, und dem Volke Ansprüche eingeben mögten, die bedenklich wären. Ihre Verbannung ward also beschlossen; sie nahmen ihren Flug zu ihrer Heymat, und kehrten zurück zu den Himmlischen. Nun gieng alles weit besser; die Mächtigen fühlten sich mächtiger, und die Frölichen frölicher; denn keine Sittenrichter schienen ihre Freyheit fernerhin einzuschränken. Aber diese Freude währte nicht lange. Der Schwächere fühlte bald den Druck des Mächtigern; Arglist ersetzte bald den Mangel der Gewalt, und machte sich mit ihren unsichtbaren Pfeilen fürchterlich. Durch den Untergang des nütz-

lichen Geringen versiegte bald die Quelle des Ueberflusses für den schwelgenden Großen. List gegen List, Gewalt gegen Gewalt, Schwerter gegen Schwerter gekehrt, würden endlich das Geschlecht der Menschen zu Grunde gerichtet haben, wenn nicht Jupiter sich ihrer erbarmet hätte. — „Geh, redete er seine weise Tochter Minerva an, und nimm aus meinem unzugänglichen Vorrathshause Verstand und Weisheit für diese Unglücklichen. Sie können anders nicht mehr erhalten werden, als wenn ich ihnen diesen Schatz ganz öffne. Prometheus hat in der Eile nur so viel entwenden können, als genug war, um die Menschen verschlagen zu machen; jetzt sind die Scham und die Gerechtigkeit, die ich ihnen zur Hülfe sandte, zum Himmel zurückgekehrt, und wenn du ihnen nicht Weisheit bringst, sind sie verlohren.“ — Minerva, dem Befehl des Vaters der Götter und der Menschen

gehorsam, schickte sich an, sich mit dem Lichte der Weisheit auf die Erde herabzulassen, und den Sterblichen die göttlichen Gaben der Wissenschaften auszutheilen. Ihrer ernsten Hoheit sich bewußt, und mit der Schwachheit der Sterblichen bekannt, sandte sie ihre jugendlichern Schwestern, die Musen, voran, um sich durch die anmuthigen und absichtlosen Spiele dieser Unschuldigen den Zugang zu bereiten. Dieses Mittel gelang ihr. Zwar trieben einige Musen ihre Gefälligkeit zu weit, und wurden Buhlerinnen der Mächtigen. Aber die Uebrigen, die ihre himmlische Unschuld behielten, hauchten doch spielend manchen Funken der Weisheit in die Busen der Menschen. Allgemach lebte in ihnen der ätherische Theil wieder auf, wodurch sie mit den Himmlischen verwandt sind, und sie begannen nach den Gaben der Minerva dankbare Hände auszustrecken. Nunmehr lernten sie, daß Schwelgerey Thorheit und Verheerung Unsinn sey;

daß die Menschen Ein Geschlecht ausmachen, und daß aus dem Wohl der Einzelen das Wohl des Ganzen entspringe. Seitdem hoft man, jemehr sie von den Funken des heiligen Lichtes auffangen werden, destomehr werden sie sich mit Scham und Gerechtigkeit wieder aussöhnen, und dann wird die Seligkeit des Saturnischen Zeitalters auf die Erde zurückkehren.

B.

Vier und zwanzigstes Stück.

Hylas und Phylonous.

Wenn auch die Materie, sagt man, ihrer Natur nach des Denkens unfähig ist: kann ihr der Allmächtige nicht diese Eigenschaft mittheilen?

Dieser Einwurf wider die Immaterialität der Seele pflegt durch das Ansehen eines großen Namens unterstützt zu werden. Locke hat ihn irgendwo in seinen Schriften vorgebracht, und seit der Zeit ist er von so manchem Schriftsteller mit einem Triumphe wiederholt worden, als wenn nichts darauf zu antworten wäre. Allein ich glaube, der Engländer selbst hat seinen Einfall für so unüberwindlich nicht gehalten.

Die Cartesianer lehrten: Wenn der Körper des Denkens fähig seyn sollte; so müßte sich durch Ausdehnung und Bewegung die Natur der Gedanken begreiflich machen lassen. Nun sind aber, sagten sie, Gedanken und Ausdehnung, Bewegung und Wahrnehmen oder inneres Bewußtseyn der Bewegung von ungleicher Natur, von disparaten Eigenschaften: denn man mag die Theilchen der Materie versetzen und verbinden, wie man will; so entstehet daraus noch kein Begrif, keine Vorstellung von dieser Versetzung, kein Wahrnehmen der dadurch erzeugten Veränderung. Das Ausgedehnte, schlossen sie, muß also bloß beweglich seyn, das Denken aber einer nicht ausgedehnten Substanz, die der Bewegung unfähig ist, zukommen.

Da man durch diese Gründe nur zu beweisen schien, daß die Gedanken der Materie nicht natürlich sind; so fragte Locke mit

Recht: ob nicht die Allmacht der Materie eine Kraft verleyhen könne, die sie von selbst nicht haben würde?

So, wie andre Weltweise den Beweis für die Immaterialität der Seele geführt haben, ist diese Frage gar nicht mehr möglich. Wenn zum Denken viele Substanzen in einer Einzigen (durch die Vorstellung) zusammenkommen müssen; die Materie hingegen niemals aufhört, aus vielen zu bestehen: so läßt sich eine denkende Materie eben so wenig ohne Widerspruch annehmen, als ein viereckigter Zirkel.

Aber auch selbst nach der angeführten Cartesianischen Beweisart läßt sich der Zweifel des Engländers auf eine sehr einleuchtende Weise heben. Man kann zeigen, daß die Eigenschaften sich nicht mittheilen lassen, und daß die Allmacht selbst keinem Wesen eine Kraft zulegen kann, die ihm seiner Natur nach nicht zukömmt. Man sehe hier ein Gespräch, das über diesen Punkt zwischen zwey Welt-

weisen vorgefallen, die ich Hylas und Philonous nennen will.

Hylas.

Und wenn auch die Materie an und für sich nicht denken kann; wird ihr die Allmacht Gottes nicht die Kraft zu denken mittheilen können?

Philonous.

Wir wollen sehen, mein Freund. — Wie fängt es die Allmacht an, daß sie am Dorne Rosen wachsen läßt? Erschaft sie etwa jährlich in der Rosenzeit frische Knospen aus dem Nichts, und befestiget sie an dem Strauch?

Hylas.

Das nicht. Vielmehr hat sie in den Dorn selbst den Samen gelegt, aus welchem zu ihrer Zeit die Rosen hervorsprossen.

Philonous.

Also, wer den Rosensamen zergliedern und seinen innern Bau mit mikroskopischen

Augen betrachten kann; der wird deutlich einsehen, wie aus dem fein organisirten Samen, durch die Entwickelung, Rosen aufblühen können?

Hylas.

Allerdings! Wenn nur seine Sinne zart genug sind, oder die Instrumente genug vergrößern.

Philonous.

Gesetzt aber, die Allmacht wollte am Rosenstocke, der nur Rosensamen führt, Zitronen wachsen lassen; würde sie nicht diese dem Strauch unnatürliche Früchte besonders erschaffen, und an den Stengeln befestigen müssen?

Hylas.

Nicht anders! Aber alsdann würden die Früchte am Rosenstocke nur zu wachsen scheinen, nicht wirklich wachsen.

Philonous.

Mehr aber als diesen bloßen Schein,

dünkt mich, kann selbst die Allmacht in diesem Fall nicht erhalten; sie müßte denn den Rosendorn in einen Zitronenbaum verwandeln: das heißt, nach der Sprache einer gesunden Philosophie: den Rosendorn vernichten, und einen Zitronenbaum an die Stelle setzen.

Hylas.

Das wäre dann aber nicht das, was wir verlangten.

Philonous.

Freylich nicht! Und es bliebe also bey dem Vorigen: die Allmacht würde die Zitronen besonders erschaffen und mit dem Rosenstrauche verbinden müssen. — Wie aber? Der Stamm führet ja keine Zitronensäfte. Woher werden die Früchte ihre Nahrung nehmen?

Hylas.

Diese wird ihnen die Allmacht aus der Luft oder sonst woher zuführen müssen.

Philonous.

Und wenn nun der Stock vergeht; haben die Zitronen mehr als ihre Stütze verlohren?

Hylas.

Sicherlich nicht. Da der Stamm, an dem sie hiengen, sie weder hervorgebracht noch genährt hatte.

Philonous.

Nunmehr zu unsrer Hauptfrage zurück! — Sie haben mir eingeräumt, daß die Materie an und für sich nicht denken könne; das heißt, daß sie, vermöge ihrer innern Structur, mannichfaltiger Gestalten, Farben und Bewegungen, aber keiner Gedanken fähig sey.

Hylas.

Ich gebe zu, daß Carteſius dieſes ſo gut als erwieſen hat.

Philonous.

Der Grund zu den Gedanken liegt alſo nicht in der Materie, ſo wenig als Zitronenſamen im Roſendorn. Aber Gott ſoll der Ma-

terie die Kraft zu denken mittheilen. Muß er nicht diese Kraft besonders erschaffen, und mit der Materie verbinden?

Hylas.

Allerdings! — so, wie wir an unserm Beyspiel gesehen.

Philonous.

Dadurch aber erlangt die Materie nur dem Scheine nach die Kraft zu denken, und sie kann ihr in der That so wenig eigenthümlich werden, als am Rosenstocke wirklich Zitronen wachsen können?

Hylas.

Auch das muß ich zugeben.

Philonous.

Die Frage war also nicht: ob die Allmacht der Materie die Kraft zu denken mittheilen könne? denn dieß ist unmöglich; sondern: ob sie nicht eine Kraft zu denken erschaffen und mit der Materie verbinden könne? und siehe!

dieß hat sie wirklich gethan. Sie hat mit gewissen Portionen organisirter Materie eine besonders erschaffene Kraft zu denken verbunden, und beyde zusammen machen das lebendige Thier aus. Wie die Früchte zum fremden Stamme, so verhält sich die Kraft zu denken zur organisirten Materie. Am Ende kann diese vergehen, ohne daß jene mehr als ihre Stütze verlöre.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Das Zaubermahl.

Im Queens — Colledge zu Oxford saß ein Fellow, Richard Blount mit Namen, beyde Arme über einen Tisch gebreitet, der mit Kosmogonien, ältesten Völkergeschichten, egyptischen Weisheitsystemen bedeckt war, und las, in einer süssen Stunde der Erholung, das Buch eines Londner Schwärmers über den dritten Himmel. — Er war aus der Hülle seines irrdischen Körpers rein heraus in einen ätherischen gefahren, schoß mit der Geschwindigkeit eines Lichtstrahls von Planeten zu Planeten umher, trümmerte bald eine Welt in ein wüstes schreckliches Chaos zusammen,

bald erbaute er sie wieder mit unaussprechlicher Weisheit, und nahm dann über sein Werk, mit inniger Wohllust, die Lobsprüche der Seraphe an, die sich mit ihm auf eine unerklärbare Art, nicht durch Worte, sondern vermittelst deutlich abgeänderter Gerüche, besprachen.

Mitten in diesem Entzücken trat sein Mitfellow Mowbray zu ihm herein; ein Mann von eingeschränkter Sphäre, der immer mit allen seinen Ideen bey seiner jetzigen wirklichen Lage zu Hause war, und von der Natur weiter nichts erhalten hatte, als ein wenig gesunde Vernunft, und ein wenig leichtfertigen Witz. — Hätte ihn Blount durch einen Wunderglauben, den er nicht hatte, bis in den äussersten Fixstern verbannen können; ich wüßte nicht, was er gethan haben mögte: So aber empfing er ihn mit einem leisen Willkommen, und einer Miene, als ob er Kopfschmerz hätte.

Mowbray eilte zum Tisch, warf hier ein Paar Urkunden des Menschengeschlechts, dort ein Paar Theorien der Erde bey Seite, und machte sich Platz für den Cornelius a Lapide über den Jesaias. — Freund! fieng er dann an, da hat sich in diesen trocknen Commentar eine Geschichte verirrt; eine Geschichte, die so ganz wie für Sie gemacht, so vollkommen Ihres Geschmacks ist, daß ich unmöglich umhin konnte, sie Ihnen mitzutheilen. — Werfen Sie da Ihre Lektüre nur aus der Hand; denn Sie mögen nun so beschäftigt und so verdrüßlich thun, als Sie wollen; — Sie müssen mich anhören.

Wenn ich muß, sagte Blount, nun so muß ich: aber wahrlich, ich bin begieriger auf das Ende, als auf den Anfang. — Was betrift Ihre Geschichte?

Einen Schmaus, lieber Blount; aber einen der größten und prächtigsten, die je in Europa erhört worden. — Ein blutarmer hol-

ländischer Edelmann gab ihn, und gab ihn, was das Sonderbarste ist, ohne dazu das Geringste weder in der Küche, noch im Keller, noch im Beutel zu haben. — Die Gäste waren alle die vornehmsten Familien aus der Gegend. Denn es waren da, außer dem Gouverneur von Utrecht, der eben der Gewährsmann unsers Cornelius ist, und ausser den Häuptern der Stadt, und ausser dem ganzen umliegenden Adel —

Gott sey bey uns! schrie Blount; Sie wollen, glaub ich, bis in die Nacht erzehlen. Sie wollen mich zu Tode erzehlen. Wenn Sie mit den Gästen fertig sind, so kommen Sie ganz gewiß zu den Gerichten.

Der Gerichte, Freund, war eine unbeschreibliche Menge. Denn, daß ich der vornehmsten aus unsern Gegenden nicht erwähne, der Fasanen, der Ortolanen, der frisch von den Klippen gebrochenen Austern; so waren da indianische Vogelnester, eben erst aus-

genommen, Schildkröten, gebraten, gekocht und geröstet, chinesische Assaße, von was für Art Sie nur wollten, und Pisange, Blount! — Pisange! — Er küßte die Spitzen seiner Finger, und betheuerte, daß er den ganzen Mund voll Wasser hätte.

Blount wollte vom Stuhl herunter. Ehe Sie mit allen den Gästen fertig werden, und allen den Gerichten, schrie er, und allen den Weinen —

Ja die Weine, Blount; — beym Himmel! die hätt ich vergessen können. Sie erinnern mich noch. — Er zog den ungeduldigen, schon in die Höhe springenden Fellow ganz sanft wieder auf seinen Sitz nieder. — Die Weine waren nun im Ueberflusse vorhanden. Oben stand das Büret über und über voll Capweins, Madera, Weins aus Georgien, aus Cypern, feiner Liqueure; und drunten herum standen in einem großen großen Zirkel so viel spanische, deutsche, französische,

portugiesische, ungrische, italienische Weine —

Aber was wirds denn nun endlich? Was kömmt denn nun aus dem allen heraus? —

Was Sie sich vorstellen können: daß die Gäste sichs ganz vortreflich schmecken lassen, und essen und trinken, wie die Epikuräer.

Und das ists alles? —

Das ist der Anfang, mein guter Blount. Denn nun die Gäste satt sind, stehen Sie auf, murmeln gegen den Wirth ein Paar Worte zum Abschied, und gehn ihrer Wege.

Daß Sie mit Ihnen giengen! Sie haben's ausdrücklich darauf angelegt, mich zu ärgern.

Nicht doch! Ich komme jetzt eben zur Sache. — Der eine, der zu Fuße wandert, bekömmt auf freyer Straße den Schwindel, und die Vorübergehenden schleppen ihn fort; ein andrer, der in der Sänfte sitzt, fällt mit dem Kopf in die Scheiben, und zerschlägt sich

das ganze Gesicht; ein dritter, der sich fahren läßt, sinkt vom Sitz auf den Boden, und wird ohnmächtig aus der Kutsche gehoben. — Kurz, die sämmtlichen Gäste liegen in Ohnmacht, und die Aerzte der Stadt rennen, wie unsinnig, mit den Köpfen gegen einander, um sie wieder zu sich zu bringen. — Was meynen Sie nun aber, was an diesem Unglücke Schuld war?

Ich kanns ja denken! Die feinen Liqueure.

Auch! Aber doch die nicht allein. — Die Gerichte hatten sämmtlich aus Schaum, die Getränke sämmtlich aus Luft bestanden; die Zunge hatte zwar viel zu schmecken, aber der Magen nichts zu verdauen bekommen. — Doch dieß allein hätts ihm noch nicht gethan; aber der verschluckte Wind war auch ein so hämischer gistiger Wind, daß er das Bischen Nahrungssaft, was etwa von vorigen Mahlzeiten noch übrig war, bis auf den Splick

aus den Gedärmen mit wegnahm. — Durch strenge Diät kam indessen noch mancher wieder zu sich; aber auch mancher, der sich zu unmäßig mit Wind überfüllt hatte, mußte an der Auszehrung sterben. — Und was meynen Sie nun, wer dieß Kunststückchen gemacht hatte?

Vermuthlich doch Ihr Cornelius oder Sie selbst! Wer denn sonst? —

Allzuviel Ehre für uns! Das hatte ein ganz ausnehmend Genie gethan; ein Wesen von unvergleichlich viel Thatkraft — Sie können's errathen. — Aus leidigem Hochmuth wollte unser Edelmann auch einmal schmausen; Küche und Keller, wie gesagt, waren leer, und der Beutel dazu: Was blieb ihm also übrig, als einen Bund mit dem Bösen zu machen?

Aber nun bitt ich Sie, sagte Blount, indem er die flachgefalteten Hände gegen die Erde und die Augen gen Himmel kehrte; auf

was verfallen Sie noch? Kann ein Mann von Vernunft an einem so abgeschmackten, armseligen Mährchen Vergnügen finden? —

Mowbray, ohne zu antworten, riß von den Büchern, die auf dem Tische lagen, eins nach dem andern zu sich, und laß: Von der Entstehung des Weltgebäudes; Betrachtungen über die Freuden des dritten Himmels; Egyptische — Hier sprang er auf, als ob ihm ein plötzliches Schrecken durch alle Glieder führe, und riß den armen unwilligen Fellow mit sich, der, was er noch nie gethan hatte, ihn fortwieß.

Wie? sagte Mowbray; Sie schelten mein Mährchen abgeschmackt, und sitzen da offenbar an einer Tafel, die niemand anders, als unser Genie kann gedeckt haben? Ists denn nicht lauter Luft- lauter Schaumgericht, was Sie da haben? Ists denn nicht lauter Zauber- und Gaukelwerk, wenn da ein Embryo,

mit seinen freylich schon vorhandnen, aber noch unentwickelten Sinnen, die ganze Geschichte des Lebens ausspäht? oder wenn ein stolzer Geweyhter, dem deutliches Wissen ein Abscheu ist, mit keckem Fuß des Genies eine Hieroglyphe zerstampft, daß der süsse Kern aller Erkenntniß hervorspringt? oder wenn gar ein dritter, da mir den Schöpfer spielt —

Aber Blount saß stöckisch im Winkel, als ob kein Mowbray mehr bey ihm wäre, und laß Betrachtungen über den dritten Himmel. Es war die Stelle von der Wohllust der Seligen, wenn sie, hoch vom Sirius herab, die Organisation einer irdischen Milbe betrachten.

Gut, gut! sagte Mowbray; Sie wollen, seh ich, allein seyn, und ich will Sie dann lassen. Es schmeckt Ihnen, wie ich merke, vortreflich; aber! aber! — Er sah ihn nachdenklich an, und erhob einen warnenden Finger. — Nehmen Sie sich vor dem Hunger in Acht! Nehmen Sie sich vor der Auszehrung

in Acht! Der Unglaube, Freund, ist die Auszehrung der Seele: und der Wind, den Sie da in sich schlucken, nimmt in der Stunde der Verdauung auch das Vorhandene mit sich. Gewiß wären Sie nicht der erste, der aus einem begeisterten Schwärmer ein entschloßner Freygeist geworden.

Ende des zweyten Theils.

Druckfehler.

S. 20, Z. 12 statt Weg ließ Werth.

EB

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
1858
E7P5
1775

Engel, Johann Jakob
Philosoph für die Welt

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 05 06 10 001 7